Die
Gräfin von Salisbury.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

W. L. Wesché.

Vierter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Die Gräfin von Salisbury.

Vierter Band.

Digitized by Google

I.

Eduard war pünktlich bei dem von ihm seinen Vasallen gegebenen Rendezvous. Am Sanct Johannistage begab er sich auf den Weg, nachdem er Abschied von der Königin genommen hatte, der armen Frau, welche, zwischen die Liebschaften und die Eroberungen des Königs gestellt, immer von dem Herzen ihres Gatten vergessen schien.

Er vertraute sie der Bewachung des Grafen von Kent, seines Vetters, und setzte als Wächter seines Reiches die Herren von Percy und von Neuville, vereinigt mit dem Erzbischofe von Canterbury und dem Erzbischofe von York ein, welche vermuthlich den Rath des Prinzen Lionel bildeten, dem sein Vater vom 25. Juni an die Bewahrung seines ganzen Königreiches übergeben hatte.

Indessen, wie groß diese Ausrüstung auch sein mogte,

ſo blieben dennoch, wie Froiſſard ſagt, genug tüchtige Leute in dem Lande, um es zu bewachen und zu vertheidigen, wenn es Noth thun ſollte.

Der König brach nach Hantonne auf, wie es verabredet geweſen war, und wartete dort den günſtigen Wind ab, um ſich in See zu begeben.

Die Abreiſe dieſer Flotte, welche wie eine Schaar von Geiern aufbrach, um über die Küſten Frankreichs herzufallen, mußte übrigens ein wundervoller Anblick ſein.

In der That, wenn man Froiſſard glaubt, der beſchuldigt iſt, die Streitkräfte des Königs höher angegeben zu haben, als ſie es waren, nahm der König ſechs Tauſend Irländer, zwölf Tauſend Walliſer, vier Tauſend Lanzen und ſechs Tauſend Bogenſchützen mit ſich; aber Rigthon verſichert, ohne indeſſen die Anzahl der Leute beſtimmen zu können, welche den König begleiteten, daß ſie bei Weitem mehr als die waren, die wir angegeben haben; er zählt zwölf Hundert große Schiffe, um das Heer Eduards überzufahren, und ſechs Hundert kleine, die beſtimmt waren, die Vorräthe zu tragen.

Am 2. Juli ſchiffte ſich der König ein.

Der Prinz von Wallis und Meſſire Gottfried von Harcourt beſtiegen daſſelbe Schiff, als er.

Dann kamen:

Der Graf von Herfort.

Der Graf von Norenton.

Der Graf von Arundel.

Der Graf von Cornwallis.

Der Graf von Warwick.

Der Graf von Hortidonne.
Der Graf von Suffolk.
Der Graf von Oxford.
Die Barone waren:
Meſſire Johann von Mortimer, welcher ſeitdem Graf von Lamarche wurde.
Meſſire Johann, Meſſire Ludwig, Meſſire Royers von Beauchamps.
Meſſire Reinald von Cobehan.
Meſſire von Montbray.
Der Sire von Ros.
Der Sire von Buſſy.
Der Sire von Felleton.
Der Sire von Braſſeton.
Der Sire von Mulleton.
Der Sire de la Ware.
Der Sire von Manne.
Der Sire von Baſſet.
Der Sire von Beclerc.
Der Sire von Bibbi und Andere.

Füget man dieſen noch die Ritter Johann Chandos, Wilhelm Fitz Varine, Peter und Jakob Dudley, Rogers von Wettvale, Barthelme von Bruis, Richard von Pembroke hinzu.

Es befanden ſich dabei nur Meſſire Oulphart von Ghiſtel und einige Deutſche Ritter als Fremde, deren Namen nicht bis auf uns gekommen ſind.

Der König war immer ſorgenvoll, und des Nachts ging er, die Augen auf den Horizont, den er hinter ſich

zurückließ, geheftet, auf und ab, und der, weit finsterer, als sein Schmerz, ihn in Nichts über seine Gedanken tröstete.

Nun näherte sich Gottfried von Harcourt, der nicht wußte, was den König beschäftigte, und der fürchtete, daß diese Traurigkeit von den Befürchtungen herrührte, die ihm der Ausgang des Rathes einflößte, den er ihm gegeben hatte, und sagte zu ihm:

—Seid ohne Sorgen, Sire, die Normandie ist eines der schönsten Länder der Welt, und ich verspreche Euch bei meinem Kopfe, daß Ihr dort ungehindert landen werdet. Von denen, welche zu Euch kommen werden, werdet Ihr Nichts zu befürchten haben, denn es sind Leute, die niemals bewaffnet waren, und was die Blüthe der Normanischen Ritterschaft anbelangt, so steht sie in diesem Augenblicke mit ihrem Herzoge vor Aiguillon. Ihr werdet dort reiche Städte und gute Meiereien finden, in denen sich Eure Leute so gut fühlen werden, daß sie es noch nach zwanzig Jahren empfinden.

—Ich bin überzeugt, daß Ihr mir nur einen guten Rath gegeben habt, Messire, erwiderte der König, es ist daher auch nicht die Zukunft, welche mich sorgenvoll macht, sondern die Vergangenheit. Möge Gott mir Ruhm und Beschäftigung genug senden, um aus meinem Gedächtnisse einen Tag zu löschen, dessen Andenken meine Gedanken martert.

Und der König versank von Neuem in seine so tiefen Träumereien, daß weder Gottfried von Harcourt, noch der Prinz von Wallis ihn nur davon zu zerstreuen suchten.

Digitized by Google

Inzwiſchen begannen die Küſten der Normandie ſich an dem Horizonte zu zeigen, und erinnerten Eduard daran, daß er eine wichtige Sendung zu vollbringen hätte, und daß er, indem er für das Leben derer bürge, die er in ſeinem Gefolge hatte, einen Schleier zwiſchen ſich und die Vergangenheit werfen und ſich nur noch mit dem Wohle ſeiner Krieger und dem Gelingen ſeiner Pläne beſchäftigen müßte.

Von dieſem Augenblicke an, ſo groß war die Gewalt dieſes Mannes über ſich ſelbſt, wurde er wieder der König, den wir gekannt haben, und ſchien er gänzlich mit dem Leben und den Eindrücken des Menſchen gebrochen zu haben.

Wie der Adler des Nordens trug er ein Wappen an der Stelle des Herzens.

In der That, er wollte keinem andern die Leitung ſeines Schiffes anvertrauen, und er machte ſich zu ſeinem Admiral.

Es ſcheint, daß ihn Gott beſchützte, denn er landete ohne Hinderniß am 12. Juli bei Hogue Saint Vart.

Der König von Frankreich hatte wohl ſagen hören, daß Eduard III. ein großes Heer erhöbe, und er war unterrichtet worden, daß der König von England ſich eingeſchifft hätte. Aber der Zweck dieſes Unternehmens war ihm gänzlich unbekannt, und er hatte keinen Augenblick lang das vermuthet, was ſich zutrug.

Durchaus keine Maßregeln waren getroffen worden, ſo daß die Bewohner von Cotentin, entſetzt über das,

was sie sahen, Boten an Philipp VI. sandten, die in aller Hast nach Paris eilten.

Sobald Philipp erfahren hatte, daß die Engländer in der Normandie gelandet wären, ließ er seine Connetable, den Grafen von Ghines, und den Grafen von Tancarville zu sich bescheiden, die vor Kurzem von Aiguillon gekommen waren, und sagte zu ihnen, sich auf das Schnellste vor die Stadt Caen zu begeben, um sie gegen die Engländer zu vertheidigen.

Die, welche der König beschieden hatte, nahmen ihre Sendung mit Freuden an, und sie brachen in der Eile nach der Stadt Caen auf, wo sie von den Bürgern und denen, die sich dahin geflüchtet hatten, wie Retter empfangen wurden.

Sie ließen alle die bewaffnen, welche sich dort befanden, und man wartete die Dinge ab.

Als der König in la Hogue landete, glitt er in dem Augenblicke, wo er den Fuß auf das Land setzte, aus, und fiel so hart, daß das Blut aus der Nase drang; nun näherten sich ihm die Ritter, welche ihn umgaben, und sagten zu ihm:

— Theurer Sire, zieht Euch auf Euer Schiff zurück und kommt den ganzen Tag über nicht auf das Land, denn dieser Fall ist ein schlimmes Zeichen für Euch.

Aber der König antwortete sogleich, indem er sein Gesicht abtrocknete und lächelte:

— Ihr seht wohl, daß das Land mich im Gegentheile anzieht.

Jedermann freute sich über diese Antwort und über die Auslegung, welche der König diesem Unfalle gab.

Digitized by Google

Nun beſchäftigte man ſich nur noch damit, die Schiffe auszuladen und die Pferde und die Rüſtungen an das Land zu bringen.

Nachdem hierauf der König Gottfried von Harcourt und den Grafen von Warwick zu Marſchällen gemacht, nachdem er den Grafen von Arundel zum Connetable gemacht, befahl er dem Grafen von Hortidonne, mit Hundert Mann Gepanzerten und vier Hundert Bogenſchützen auf ſeinem Schiffe zu bleiben.

Hierauf trat man in Berathung, um zu wiſſen, auf welche Weiſe das Heer das Land durchziehen ſollte.

Es wurde beſchloſſen, daß die beiden neuen Marſchälle und der Connetable ihre Leute in drei Schlachtlinien ordnen ſollten, von denen die eine am Ufer des Meeres zur Rechten, und die andere zur Linken entlang ziehen ſollten, während der König und der Prinz, ſein Sohn, zu Lande in der Mitte marſchirten.

Jede Nacht ſollten die Schlachtcorps der Marſchälle ſich in das Lager des Königs zurückziehen.

Sie brachen daher ſo auf, wie es angeordnet worden war.

Indem der Graf von Hortidonne auf dem Meere alle kleinen und großen Schiffe nahm, denen er begegnete, und ſie mit ſich führte, plünderten und ſengten die Bogenſchützen und die Fußſoldaten Alles, was ſie auf ihrem Wege fanden.

So gelangten ſie in den Hafen von Harfleur, deſſen Bewohner bei dem Herannahen der Engländer flohen, in-

dem ſie eine große Maſſe Gold, Silber und Kleinodien zurückließen.

Das Heer rückte immer weiter, weit eher wie eine Feuersbrunſt, als wie ein Heer; auf dieſe Weiſe wurden Cherbourg, Montbourh und Valogne geplündert und zerſtört, wie gar viele andere Städte, die zu nennen zu lang wäre.

Während dieſer Zeit hatte ſich ein Theil des Heeres wieder eingeſchifft, und landete erſt wieder vor der Stadt Carenton, welche ſich nach einer Belagerung von kurzer Dauer und auf das ihr gegebene Verſprechen ergab, daß das Leben der Bewohner geſichert ſei.

Als die Engländer Beſitz von Carenton genommen hatten und ſahen, daß ſie keine Beſatzung in der Stadt laſſen könnten, verbrannten ſie dieſelbe, indem ſie die Bewohner mit ſich nahmen, die ſich ergeben hatten, und die ſich auf den Engliſchen Schiffen mit denen von Harfleur vereinigten, die nicht Zeit gehabt hatten, zu entfliehen, und die die Engländer gleichfalls mitgenommen hatten.

Als der König von England ſeine Marſchälle, den Grafen von Warwick und Meſſire Roger von Cobehan, wie wir ſo eben geſehen haben, abgeſandt hatte, brach er von la Hoguet Saint Vart auf, und ernannte Gottfried von Harcourt zum Oberbefehlshaber ſeines ganzen Heeres, und das geſchah mit Recht, denn Gottfried von Harcourt war beſſer als irgend Jemand von den Ein- und Ausgängen der Normandie unterrichtet; dann hatte er ſich, wie Robert von Artois, an Philipp VI. zu rächen, und

Niemand wußte ſo gut als er, von wo aus Frankreich am Beſten angegriffen werden könnte.

Er brach daher als Reiſemarſchall des Königs mit fünf Hundert Harniſchen und zwei Hundert Bogenſchützen auf.

Auf dieſe Weiſe plünderte und ſengte er ſieben Meilen im Umfange, indem er Pferde und prachtvolle Ochſenheerden in das Lager des Königs zurückführte, deren er ſich bemächtigte, indem er aber ihm nicht die nicht zu berechnenden Reichthümer bringen konnte, welche die Soldaten nahmen, und die ſie für ſich behielten.

Gottfried von Harcourt kehrte daher jeden Abend dahin zurück, wo er wußte, daß der König übernachten werde, und wenn er zwei Tage ausblieb, ſo war das ein Beweis, daß die Gegend weit reicher und die Plünderung weit länger war.

Der König zog inzwiſchen gegen Saint Lô in Contentin, bevor er aber dort anlangte, ſchlug er ſein Lager an dem Fluſſe la Vire auf, indem er die erwartete, welche am Ufer des Meeres entlang zogen, und mit denen er ſich vereinigen wollte, um ſeinen Marſch fortzuſetzen.

Digitized by Google

II.

Jetzt sind wir in diese Reihe von Ereignissen und Niederlagen eingetreten, welche Frankreich erschöpfen und es England gänzlich unterwerfen zu müssen schienen.

Aber wir haben bereits in einem andern Buche in Bezug auf den beständigen Kampf dieser beiden Mächte, welche sich seit fünf Jahrhunderten einander bekämpfen, gesagt und können es nicht genug wiederholen, woher kommt diese Fluth, welche seit fünf Jahrhunderten England zu uns und es immer wieder zurückführt, wäre es nicht, weil in dem Gleichgewichte der Welten es die Kraft und wir den Gedanken vorstellen? Und wäre dieser ewige Kampf, diese Umschlingung ohne Ende nichts Anderes, als der Kampf Jakobs und des Engels in der Genesis, welche eine ganze Nacht über Stirn gegen Stirn, Leib gegen Leib, Knie gegen Knie, kämpften, bis der Tag an-

brach. Drei Male zu Boden geworfen, erhob ſich Jakob drei Male wieder und blieb endlich ſtehen, wurde der Vater von zwölf Stämmen, welche Iſrael bevölkerten und ſich über die Welt verbreiteten.

Vor Zeiten beſtanden auf den beiden Küſten des mittelländiſchen Meeres zwei Völker, die durch zwei Städte vorgeſtellt waren, die ſich einander anblickten, wie auf den beiden Küſten des Oceans ſich Frankreich und England einander anblicken. Dieſe beiden Städte waren Rom und Karthago; in den Augen der Welt ſtellten ſie zu jener Zeit nur zwei materielle Ideen vor, die eine den Handel, die andere den Ackerbau, die eine den Pflug, die andere das Schiff.

Nach einem Kampfe von zwei Jahrhunderten, nach Trebby, Cannae und Traſimene, dieſe Crecy's, dieſe Poitiers, dieſe Waterloo's für Rom, wurde Karthago bei Zama vernichtet, und der ſiegreiche Pflug zog über die Stadt der Dido, und das Salz wurde in die Furchen geſtreut, welche der Pflug gezogen hatte, und hölliſche Flüche wurden über das Haupt Jedes ausgeſprochen, der es verſuchen würde, das wieder aufzubauen, was zerſtört worden war.

Warum war es Karthago, welches unterlag, und nicht Rom, etwa weil Scipio weit größer war, als Hannibal? Nein, wie bei Waterloo verſchwand der Sieger gänzlich in dem Schatten des Beſiegten. †

Nein, weil der Gedanke mit Rom war, weil es in ſeinem fruchtbaren Schooße das Wort Chriſtus trug, das heißt die Civiliſation der Welt, weil es den verfloſſenen

† vgl. franzöſiſche Anſchauungsweise

Jahrhunderten eben so nothwendig als Leuchtthurm war, als es Frankreich den verflossenen Jahrhunderten war.

Deshalb hat sich Frankreich von den Schlachtfeldern von Crecy, von Agincourt, von Poitiers und von Waterloo wieder erhoben.

Deshalb ist Frankreich bei Abukir und bei Trafalgar nicht untergegangen.

Das kömmt daher, weil das katholische Frankreich Rom ist, weil das protestantische England nur Karthago ist. England kann von der Oberfläche der Welt verschwinden, und die Hälfte der Welt, auf der es lastet, wird in die Hände klatschen.

Wenn das Licht, das in den Händen Frankreichs bald als Fackel, bald als Kerze leuchtet, erlischt, so wird die ganze Welt in der Finsterniß einen lauten Schrei des Todeskampfes und der Verzweiflung ausstoßen.

Nehmen wir jetzt in der Erwartung der Resultate der Zukunft die Erzählungen der vergangenen Ereignisse wieder vor.

Als der König von Frankreich erfuhr, auf welche Weise die Engländer seine schöne Normandie plünderten und sengten, und wie Eduard bis nach Contentin gekommen wäre, schwur er, daß die Engländer nicht zurückkehren würden, ohne geschlagen worden zu sein, und ohne den Verdruß, den sie ihm verursachten, theuer bezahlt zu haben.

Er schrieb daher ohne Verzug an alle die, welche er zu Hilfe rufen konnte. So wandte er sich an den König von Böhmen, den er sehr liebte, und von dem er sehr

geliebt war, und an Meſſire Karl von Böhmen, ſeinen Sohn, der ſich bereits König von Deutſchland nannte, und der ſein Wappen mit dem Wappen des Deutſchen Reiches vermehrt hatte.

Der König von Frankreich bat ſie ſo dringend, als er es vermogte, ſich an ihn anzuſchließen, um gegen die Engländer zu marſchiren, welche ſein Land verheerten.

Die beiden erſten kamen mit ihren Kriegern, die ſie zuſammengezogen hatten.

Nachher kamen der Graf von Saume, der Graf von Flandern, der Graf Wilhelm von Namur und Meſſire Johann von Hennegau, deſſen Tochter Ludwig von Blois geheirathet hatte, dem Könige zu Hilfe.

Aber während er dieſe Aufforderungen erließ und die, welche ihm beiſtehen wollten, ihre Heere erhoben, ſetzte Eduard ſeine Eroberung in der ganzen Gegend von Contentin und der Normandie fort.

Nun aber zog der König Eduard in kleinen Tagesmärſchen, denn das Land war ſo reich, daß er bedauert hätte, irgend Etwas zurückzulaſſen, ſo daß er, indem er immerhin wenig weiter kam, doch viel nahm.

Die Beſtürzung und der Schrecken der Bewohner des Landes war merkwürdig anzuſehen, denn ſie hatten bis dahin niemals gewußt, was die Worte Krieg und Schlacht bedeuten wollten, und ſie hatten ſich gehütet, ſich zu vertheidigen und entflohen, indem ſie den Feinden ihre vollen Speicher überließen.

Auf dieſe Weiſe wurde Saint Loo, das acht bis neun Tauſend Einwohner hatte, genommen und geplündert.

„Es gibt keinen lebenden Menschen, sagt Froissard, der das große Hab und Gut weder zu glauben, noch sich vorzustellen vermag, das dort von den Engländern gewonnen wurde, und die großen Vorräthe von Tüchern, die sie dort fanden."

Unglücklicher Weise wußten sie nicht, an wen sie dieselben verkaufen sollten, so daß alle diese Reichthümer für die Einen verloren waren, ohne den Andern Nutzen zu bringen.

Eduard näherte sich inzwischen der Stadt Caen, die nicht geneigt war, sich wie die andern zu ergeben.

Außer daß sie von einem tapferen und kühnen Normanischen Ritter, Namens Messire Robert von Varigny, vertheidigt war, so wird man sich erinnern, daß der König von Frankreich die Grafen von Ghines und von Tancarville zu ihrer Vertheidigung abgesandt hatte.

Caen war zu jener Zeit eine der großen Städte von Frankreich. Reich durch den Handel und durch die Waaren, voll von edlen Damen und schönen Kirchen.

Es befanden sich daselbst besonders zwei große Klöster von dem Orden des heiligen Benedict, das eine für Männer, das andere für Frauen, von denen jedes eines der Enden der Stadt einnahm.

Das Schloß mit seiner Besatzung von drei Tausend Genuesen, war eines der schönen und starken Schlösser der Normandie.

Endlich war die Stadt in allen Punkten würdig, die Lüsternheit Eduards zu erregen, der Coutances wegen ihrer verschmäht hatte.

Digitized by Google

Der König von England ſchlug zwei kleine Stunden weit von Caen ſein Lager auf. Als das der Connetable von Frankreich und die andern Herren ſahen, die dort verſammelt waren, ſo vereinigten ſie ſich, nachdem ſie ſich und alle Bürger der Stadt zuvor gerüſtet hatten, um zu wiſſen, wie ſie ſich behaupten ſollten.

Das Reſultat der Berathung war, daß Niemand die Stadt verlaſſen ſollte, und daß Ritter und Bürger, Edle und Unedle die Thore, die Brücke und den Fluß bewachten, der auf der einen Seite der einzige Wall der Stadt war.

Aber die Bewohner der Stadt waren ungeduldig zu kämpfen; ſie antworteten, daß ſie nicht allein die Feinde nicht erwarten, ſondern daß ſie ihnen auch noch entgegenrücken würden.

— Der Wille Gottes geſchehe! rief der Connetable aus, und ich ſchwöre Euch, daß Ihr nicht ohne mich und ohne meine Leute kämpfen werdet.

Sie zogen daher in ziemlich guter Ordnung und ganz bereit, ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen, aus der Stadt.

Hier muß man wirklich an das Verhängniß glauben, und daß Gott ſeinen Blick von denen abzuziehen ſchien, die er einen Augenblick zuvor begeiſtert hatte.

In der That, kaum hatten alle dieſe Bürger, die einen Augenblick zuvor ſo entſchloſſen waren, das Engliſche Heer langſam heranrücken ſehen, als ihr Muth verſchwand.

Dieſe Schaaren, die weit gedrängter als Aehren wa-

ren, und die mit entfalteten Bannern und Fahnen marſchirten, glichen einer jener lebendigen Fluthen, denen Nichts zu widerſtehen vermag.

Als die Bewohner von Caen die ſo gleichgiltigen Bogenſchützen ſich ihnen wie eine Mauer von Erz nähern ſahen, waren ſie ſo erſchreckt, daß ſie entflohen, und hätte man auch, um ſie zurückzuhalten, das Doppelte der Feinde hinter ſie gelegt, ſo hätte man es dennoch nicht vermogt.

Der Connetable mogte wollen oder nicht, jeder kehrte in die Stadt zurück; da ſie aber alle zuerſt einziehen wollten, ſo wurde eine große Anzahl von ihnen zu Boden geworfen und an dem Thore der Stadt getödtet.

Als ſie das ſahen, deckten ſich der Connetable von Frankreich, der Graf von Tancarville und noch andere Ritter an dem Eingange der Brücke, denn, als ſie ihre Leute fliehen ſahen, hatten ſie auf der Stelle eingeſehen, daß Nichts mehr zu hoffen wäre. In der That, die Engländer waren bereits eingedrungen, und tödteten ohne Erbarmen alle die, welche ſich auf ihrem Wege befanden.

Viele retteten ſich in das Schloß, in welchem Sire Robert von Varigny ſie aufnahm, und ſie thaten wohl daran, denn das Schloß war reich und gut vertheidigt.

Inzwiſchen geſchah es, daß der Connetable von Frankreich und der Graf von Tancarville von dem Thore aus, wo ſie ſich verſteckt hatten, das Blutbad ihrer Leute ſahen, welche ſie nicht vertheidigen konnten. Die Engländer rück-

ten mit einer ſolchen Schnelligkeit heran, daß der Connetable und der Graf vorausſahen, daß es ihnen eben ſo gehen würde.

— Ich bin neugierig zu ſehen, ſagte der Graf von Tancarville lachend, wie es Gott anfangen wird, uns da herauszuziehen.

— So viel weiß ich, antwortete der Connetable, daß ſie mit uns nicht ſo wohlfeil davon kommen werden, als mit alle dieſem Pack, das wir ſo eben haben fliehen ſehen.

— In jedem Falle, antwortete der Graf, da wir nicht wiſſen, was ſich zutragen wird, ſo wollen wir uns die Hand geben, Meſſire, und wenn einer von uns beiden davon kömmt, ſo möge er ſagen können, daß er den andern auf eine tapfere Weiſe hat ſterben ſehen.

Die beiden Männer umarmten ſich und warteten das Kommende ab. Einige Augenblicke nachher betrachtete der Graf von Tancarville aufmerkſam einige Ritter, die nach ſeiner Seite kamen, und da die Sonne glühend war und ihn zu ſehen verhinderte, ſo legte er die Hand über ſeine Augen, um ſich Schatten zu machen und um ſicherer zu erkennen.

— Was betrachtet Ihr denn ſo? fragte der Connetable, indem er ſich an den Sire von Tancarville wandte.

— Ich betrachte, erwiderte dieſer, das Mittel, das Gott anwendet, um uns zu retten, und das Ihr ſo eben ſo begierig wart, kennen zu lernen.

—Was wollt Ihr damit ſagen?

—Ich will damit ſagen, daß ich mich entweder ſehr irre, oder daß wir noch andere Schlachten ſehen werden, als dieſe da. Denn da kömmt einer meiner alten Bekannten auf uns zu, dem es nicht mehr unlieb ſein wird, mich anzutreffen, als es mir nicht unlieb iſt, ihn in dieſem Augenblicke zu ſehen.

Während dieſer Zeit hatte ſich die kleine Schaar, von der wir ſo eben geſprochen haben, immer mehr genähert, es war ſogar leicht, die Geſichter derer zu unterſcheiden, aus denen ſie beſtand.

Nun ließ der Graf ſeine Hand ſinken, indem er zu dem Connetable ſagte:

—Er iſt es wirklich!

—Wer? fragte der Sire von Ghines.

—Ihr ſeht wohl dieſen Mann, der vor den ſechs Andern reitet?

—Ja, der, welcher nur ein Auge hat?

—Ganz recht.

—Nun denn!

—Es iſt der Meſſire Thomas von Holland.

—Und wer iſt dieſer Meſſire Thomas von Holland?

—Ehedem war er nur ein Kamerad, aber jetzt iſt er ein Freund. Und da derjenige, welchen der Graf von Tancarville bezeichnet hatte, ſich im Bereiche ſeiner Stimme befand, ſo rief ihm der Graf zu:

—Seid Ihr es, Meſſire Thomas?

—Ja, antwortete der Ritter.

— Seid Ihr es, der ehedem in Spanien und in Deutschland Reisen gemacht hat?

— Ich selbst.

— Erinnert Ihr Euch eines Grafen von Tancarville, der Euch dort sah und Euch dort begleitete?

— Er war ein wackerer Ritter, erwiderte Messire Thomas, den ich im guten Andenken behalten habe. Was ist aus ihm geworden?

— Er ist es, der mit Euch spricht, und der gegen die gute Gesellschaft, die Ihr ihm geleistet habt, und für das gute Andenken, das Ihr ihm bewahrt habt, Euch heute ein gutes Geschäft machen lassen will.

— Sprecht, Messire, erwiderte Thomas von Holland. Aber ich sage Euch im Voraus, daß ich mehr wünsche, Euch gefällig zu sein, als ein Geschäft zu machen, so gut es auch sein möge.

— Nun denn! Messire, Ihr werdet über Beides befriedigt werden, denn hier ist der Graf von Ghines, der an dem Tage, wo er Gefangener sein wird, wohl fünfzig Tausend Goldthaler werth ist, und der sich, wie ich, Euch ergeben will, aber unter einer Bedingung, nämlich, daß Ihr zurückkehrt und dieses gräßliche Blutbad aufhören laßt.

— Welch glückliches Abenteuer! rief Messire Thomas aus, fünfzig Tausend Goldthaler und das Vergnügen, zwei wackere Ritter zu verpflichten, das findet sich nicht alle Tage. Erwartet mich einen Augenblick lang, meine Herren, denn ich will, daß Ihr Euer Wort nicht eher haltet, als bis ich das meinige gehalten haben werde.

Und indem er das ſagte, kehrte Meſſire Thomas in die Straßen zurück, und indem er den Fang meldete, den er ſo eben gemacht hatte, ſtillte er das Gemetzel. Als er zurückkehrte, ergaben ſich ihm die beiden Grafen und fünf und zwanzig Ritter.

Digitized by Google

III.

Zufolge der Kapitulation, die wir ſo eben erzählt haben, zogen der Sire Thomas von Holland mit mehreren Engliſchen Rittern in die Stadt ein, in welcher gar manche ſchöne Bürgerin und gar manche Kloſterfrau zu ſchänden war, ſie nahmen indeſſen von der Stadt nicht Beſitz, ohne daß es ihnen Etwas koſtete; in der That, die auf die Dächer der Häuſer geſtiegenen Bewohner vertheidigten ſich immer noch, wie als ob ſie die von den beiden Grafen gemachte Uebergabe nicht anerkannt hätten.

Sie warfen Steine, Bänke und Möbeln auf die Feinde, und tödteten mehr als fünf Hundert davon, worüber der König von England, als er es am Abend erfuhr, ſo ſehr erzürnt war, daß er befahl, daß die Stadt am folgenden Tage verbrannt würde und die Bewohner über die Klinge ſpringen ſollten.

Digitized by Google

Aber Meſſire Gottfried, der ſich von Zeit zu Zeit zu erinnern ſchien, daß er Franzoſe wäre, ſagte zu dem Könige:

—Theurer Sire, wollt Euren Zorn ein wenig beruhigen, Ihr habt noch viel Wege zurückzulegen, bevor Ihr in Calais ſeid, wohin Ihr gehen wollt. Es gibt in dieſer Stadt noch viele Bewohner, die ſich in ihren Häuſern vertheidigen werden, wie ſie ſich heute vertheidigt haben, und Ihr werdet viele Leute verlieren, bevor Ihr mit ihnen fertig geworden ſeid.

Erhaltet daher Eure Leute, die Euch in einem Monate ſo nützlich ſein werden, denn es iſt unmöglich, daß der König von Frankreich Euch nicht entgegenrückt, wo er ſieht, wie Ihr ſein Land verheert.

Was mich anbetrifft, fügte Gottfried hinzu, ſo übernehme ich es, Euch zum Herrn und Meiſter dieſer Stadt zu machen, ohne daß ein Tropfen Blut vergoſſen wird.

—Meſſire Gottfried, antwortete Eduard, der auf der Stelle die Wahrheit deſſen einſah, was ihm der Graf ſagte, Ihr ſeid unſer Marſchall, handelt daher wie es Euch beliebt, denn beſonders dieſes Mal will ich mich in Nichts von dem miſchen, was Ihr thun wollt.

Nun ließ Meſſire Gottfried von Harcourt ſein Banner von Straße zu Straße tragen und befahl im Namen des Königs, daß Niemand vermeſſen genug ſein ſollte, Brand zu ſtiften, einen Mann zu tödten, oder ein Weib zu ſchänden.

Als die Bewohner von Caen dieſes Verbot hörten, begannen ſie ſich zu beruhigen und nahmen auch Einige

der Engländer in ihren Häusern auf. Einige öffneten sogar ihre Kassen und ihre Schmuckkästchen, indem sie Alles, was sie besaßen, für das Versprechen hingaben, daß ihr Leben gesichert sei.

„Indessen, fügt Froissard, unser beständiger Führer in dem Irrgarten dieser Zeit, hinzu, trotz dem, und dem Verbote des Königs und des Marschalls, fanden dennoch in der Stadt Caen viele garstige Morde und Plünderungen, Räubereien, Feuersbrünste und Diebstähle statt; denn es ist unmöglich, daß in einem solchen Heere, wie es der König von England mit sich führte, es nicht garstige Menschen und genug Missethäter und Leute mit leichtem Gewissen gab."

Sobald die Engländer Herren der Stadt waren, hielten sie sich drei Tage in ihr auf, während welcher sie so viel Reichthümer gewannen und eroberten, daß es ein Wunder wäre, es zu erzählen.

Während dieser Zeit entwarfen sie ihren Plan und ordneten ihre Angelegenheiten, nachdem sie in Schiffen nach Austrehem, wo sich ihre großen Schiffe befanden, die Tücher, Kleinodien, goldene und silberne Geschirre, und kurz Alles das gesandt hatten, dessen sie sich bemächtigten.

Dann beschlossen sie zu mehrerer Sicherheit, daß das Schiff, welches die Beute und die Gefangenen enthielt, nach England zurückgesandt werden sollte. Dem zu Folge wurde der Graf von Hortidonne, den man zwei Hundert Gepanzerte und vier Hundert Bogenschützen gab, zum Commandanten des Schiffes ernannt.

Digitized by Google

Unter den Gefangenen befanden ſich Meſſire von Ghines und Meſſire von Tancarville, die der König Meſſire Thomas von Holland abgekauft und ihm mit zwanzig Tauſend Roſenobel bezahlt hatte.

Das Schiff ſegelte daher ab, indem es mehr als ſechzig Ritter, mehr als drei Hundert reiche Bürger, und, fährt der Chronikenſchreiber fort, eine große Menge von Grüßen und Freundſchaftsbezeugungen von Seiten des Königs an ſeine Gattin, Madame Philippine, die huldvolle Königin von England, mitnahm.

Während dieſer Zeit hatte ſich der Papſt in die Angelegenheiten der beiden Könige gemiſcht; in der That, die Legaten des heiligen Vaters hatten eine Friedensunterhandlung angeknüpft, und im Namen Philipps von Valois das Herzogthum Aquitanien Eduard verſprochen, das dieſer beſeſſen hätte, wie es ſein Vater beſeſſen hatte. Aber Eduard, indem er der Beſtimmung der Vorſehung gehorchte, welche ihn weiter trieb, verwarf jeden Vorſchlag, und fuhr fort, vorzurücken, indem er überall Feuer und Schwert verbreitete.

So gelangte er nach Louviers, deſſen er ſich leicht bemächtigte, denn die Stadt hatte nicht einmal Mauern.

Als die Stadt geplündert, zogen ſie in die Grafſchaft Evreux, die ſie mit Ausnahme der Feſtungen gänzlich verbrannten, und indem der König fortfuhr, den Rath Gottfrieds von Harcourt zu befolgen, griff er weder geſchloſſene Städte noch feſte Schlöſſer an, um ſeine Leute und ſein Geſchütz zu erhalten.

Als ſie ſich Rouen näherten, ſchifften ſich der König

und ſein ganzes Heer auf der Seine ein, aber ſie zogen gegen Vernon, und nicht gegen Rouen, das von Soldaten überfüllt war, deren Anführer der Sire von Harcourt, der Bruder Meſſires Gottfried war.

Nachdem er Verneuil und die ganze Umgegend von Rouen verbrannt hatte, kam Eduard nach Pont de l'Arche, wo ihn der König von Frankreich einholte und ihm eine Schlacht anbot. Aber der König von England ſchlug ſie aus, indem er hinzufügte, daß, da er ein Gelübde zu erfüllen hätte, er ſie nur vor Paris annehmen würde.

Philipp kehrte nun in ſeine Hauptſtadt zurück, bezog die Abtei Saint Germain de Prés, und wartete das Kommende ab.

Wenn wir bei den Umſtänden dieſes Feldzuges verweilen, ſo geſchieht es, weil es uns ſcheint, daß für den Leſer wie für uns ein wahres Intereſſe darin liegt, den Fortſchritten dieſer ſeltſamen Eroberung zu folgen.

Ein ſolcher Ueberfall wäre in der That in unſeren Zeiten ſo unmöglich, daß es der Einſtimmigkeit der Chronikenſchreiber bedarf, um an die von 1346 zu glauben.

Man könnte ſagen, daß der Blick Gottes ſich von Frankreich abgewandt, und daß er dieſes Land und ſeinen König gänzlich verlaſſen hätte.

Wenn man Philipp VI. auf dieſem ganzen Feldzuge folgt, ſo iſt man erſtaunt über dieſes ewige Schwanken, das ſich bei Crecy durch den plötzlichen Entſchluß endigte,

der ihn die Schlacht verlieren ließ. Kaum daß die Engländer auf ihrem Zuge den Kampf eines Augenblickes fanden. Am Häufigſten kam ihnen der Verrath entgegen; ſie rückten weiter, wie als ob der Herr ſelbſt ihnen den Weg vorgezeichnet hätte, und wie als ob ſie eher die Werkzeuge ſeines Zornes, als die des Ehrgeizes ihres Königs geweſen wären.

So gelangte Eduard, als er Pont de l'Arche verließ, nach Mantes, zog durch Meulan, verbrannte Mureaux und hielt am ſiebenten Tage des Monats Auguſt des Jahres 1346 vor Poiſſy an.

Aber in Poiſſy war die Brücke abgebrochen, und der König von Frankreich verfolgte Eduard auf der andern Seite des Fluſſes, ſo daß an verſchiedenen Orten das Heer des Einen das Heer des Andern ſehen konnte.

Der König von England blieb ſechs Tage in Poiſſy und ſein Sohn in Saint Germain en Laye. Während dieſer Zeit verbrannten die Engliſchen Soldaten die umliegenden Städte bis nach Saint Cloud, ſo daß die Bewohner von Paris das Feuer und den Rauch davon ſehen konnten.

Rueil wurde indeſſen verſchont, und der Chronikenſchreiber ſagt, daß es ſeine Verſchonung einem Wunder des heiligen Denys verdankte.

Aber das war eine große Schande für Frankreich, und was den Verrath bewies, war, daß der König von England und ſein Sohn gerade die Orte bewohnten, aus

denen die Könige von Frankreich und Philipp VI. bis dahin ihre Lieblingsreſidenzen gemacht hatten.

Nicht ein Edler von Frankreich verſuchte Eduard zu verjagen, der während ſechs Tagen die eigenen Häuſer ſeines königlichen Gegners bewohnte, in ſeinem Bette ſchlief und ſeinen Wein trank.

Aber was noch weit merkwürdiger war, iſt, daß der Adel überall, wo der König von England durchgekommen war, den Boden der Schiffe einſchlagen und die Brücken abbrechen ließ.

Inzwiſchen hatte Philipp VI. Saint Germain des Prés verlaſſen und ſich am Tage vor Mariä Himmelfahrt nach Saint Denis begeben.

Als er dort war, näherte ſich ihm ein Mann, indem er ſagte, daß er ihm Nachrichten über den Feind anzugeben hätte; dieſer Mann war ein Landmann aus der Umgegend von Poiſſy.

— Sire, der König Eduard von England ſteht vor der Stadt Poiſſy, ſagte er.

— Ich weiß es, antwortete Philipp.

— Aber, was Ihr vielleicht nicht wißt, Sire, antwortete dieſer Mann, iſt, daß er in aller Eile die Brücke wieder herſtellen läßt, die zerſtört worden war.

— Und wer hat Euch das geſagt? fragte der König.

— Ich habe es geſehen, Sire.

— Dieſer Mann lügt oder iſt närriſch, riefen die aus, welche ſich Philipp näherten, es ſei denn, daß er nicht ein Spion des Königs Eduard iſt.

— Ich ſchwöre, rief der Landmann aus, indem er die Hand ausſtreckte, daß das wahr iſt, was ich geſagt habe, und ich verlange zu ſterben, wenn ich gelogen habe.

Nun wurde das Wort des Evangeliums bewieſen:

„Der Arme hat geſprochen und man hat zu ihm geſagt: Wer biſt Du? und man hat ſich über ihn luſtig gemacht.

„Der Reiche hat nun auch geſprochen, und Jeder hat aus Achtung geſchwiegen und Niemand hat gezweifelt."

Was dieſer Mann geſagt hatte, war wahr, und wie der Arme in der Schrift, wurde er von denen verſpottet, welche ihn gehört hatten.

Indeſſen beſtätigte ſich das, was der Landmann gemeldet hatte, und der König ſandte die Gemeinde von Amiens nach der Brücke von Poiſſy, um die Arbeit der Engländer zu verhindern. Aber es war vergebens. Am Freitage, am Tage nach Mariä Himmelfahrt, zog der König von England, nachdem er das Hotel des Königs in Poiſſy in Brand geſteckt, mit gezogenen Waffen und entfalteten Bannern über die Brücke, die er wieder hatte herſtellen laſſen.

So marſchirte er bis nach Saint Germain. Dort angelangt, lagerte er auf einer Anhöhe, von wo aus man Paris erblicken konnte, und indem er die angeſehenſten Ritter ſeines Heeres um ſich verſammelte, ſagte er zu ihnen, indem er ihnen die Thürme von Saint Denis zeigte, welche die Sonne in dieſem Augenblicke erleuchtete, und

deren weiße Spitzen kräftig auf dem Horizonte hervortraten:

— Messires, ich habe ehedem das Gelübde gethan, im Angesichte der Thürme von Saint Denis zu lagern, Ihr könnt bei Eurer Rückkehr nach England sagen, daß der König das ausgesprochene Gelübde erfüllt hat.

Alle erneuerten Eduard ihren Eid der Treue, und als dieser allein geblieben war, ließ er seine Gedanken sich auf die richten, welche zu gleicher Zeit, als er, das Gelübde gethan hatten.

— Mein Gott, sagte er, Du hast also alle das Gelübde übel aufgenommen, das Du an denen gestraft hast, welche es gethan haben. Nicht einer von denen, welche an diesem Tage an meiner Tafel waren, befindet sich heute bei mir. Die Verbannung, der Schmerz oder der Krieg haben sie fortgerafft.

Mein armer Wilhelm von Montaigu ist von Douglas getödtet worden.

Walter von Mauny wagt täglich sein Leben für mich, und wer weiß, ob er nicht bereits todt ist.

Robert von Artois ist in meinen Armen verschieden.

Johann von Hennegau hat mich für den König von Frankreich verlassen.

Salisbury ist verschwunden, Alix ist gestorben.

Die Königin von England allein hat ihr Gelübde glücklich vollbracht, das einzige, das mich unter allen andern hat erbeben lassen.

Mögtest Du sie vor allem Unglück bewahren, o mein

Gott! und auf mich allein Deinen Fluch und Deinen Zorn auslaſſen.

Mögteſt Du am Tage des letzten Gerichts mir alle das Blut und alle die Thränen verzeihen, die ich zu Erfüllung eines Gelübdes habe vergießen laſſen, das nur die Rache eines Menſchen war.

Digitized by Google

IV.

Während dieſer Zeit begann Philipp VI. ſich ernſtlich über die Anweſenheit Eduards zu beunruhigen. Er verließ von Neuem Paris, wohin er auf die Nachricht von dem Rückzuge des Königs von England zurückgekehrt war.

Dem zu Folge ließ er Johann von Böhmen, dem Herzog von Lothringen, Johann von Hennegau, dem Grafen von Flandern, dem Grafen von Blois, und allen ſeinen Baronen und Rittern ſagen, ihn in Saint Denis zu erwarten, von wo aus er mit ihnen aufbrechen würde, um den König von England zu verfolgen.

Um freier zu reiten, ließ er nun alle äußeren Stützen der Häuſer abreißen, und die Bewohner von Paris waren ſo erſchreckt über den Aufbruch des Kö-

nigs, daß ſie ihn in den Straßen entgegenkamen, und indem ſie ſich vor ihm auf die Knie warfen, zu ihm ſagten:

— Ach! theurer Sire und edler König, was habt Ihr vor, wollt Ihr denn Eure Stadt Paris verlaſſen?

Bedenkt, daß die Feinde zwei Stunden weit von hier ſtehen, und daß, wenn ſie in Eurer Abweſenheit bis nach dieſer Stadt kommen, wir Niemand haben werden, der uns vertheidigt. Bleibt daher, Sire, und helft uns, Eure gute Stadt zu bewachen.

— Gute Leute, antwortete der König, fürchtet Nichts, ich gehe bis nach Saint Denis zu meinen Kriegern, um gegen die Engländer zu marſchiren. Was den Feind anbetrifft, ſo ſeid unbeſorgt, er wird nicht bis zu Euch kommen.

Während dieſer Zeit hörte der König von England, wie als ob er nur die Erfüllung ſeines Gelübdes im Auge gehabt hätte, und, ſobald dieſes Gelübde erfüllt war, nur noch daran gedacht hätte, wieder umzukehren, auf, gegen Paris zu rücken, und indem er Meſſire Gottfried von Harcourt mit fünf Hundert Lanzen und zwölf Hundert Bogenſchützen die Vorhut ſeines Heeres bilden ließ, zog er nach der Picardie.

Nun aber ereignete es ſich, daß Meſſire Gottfried einer großen Anzahl von Bürgern von Amiens zu Fuß und zu Pferde begegnete, die dem Befehle des Königs Philipp Folge leiſteten; ſie waren alle gut bewaffnet, und

außerdem von vier tapferen Hauptleuten der Gegend von Amiens angeführt.

Die Engländer griffen sie an, und der Kampf dauerte lange, aber wie immer wurden die Engländer Sieger und blieben die Herren des Schlachtfeldes, auf welchem zwölf Hundert Leichen, sowohl Engländer als Franzosen, lagen.

Der König seinerseits war in die Gegend von Beauvais gezogen, und er hatte sein Quartier in der schönen und reichen Abtei Saint Lucien bei Beauvais aufgeschlagen.

Er wohnte dort eine Nacht, und als er sich am folgenden Morgen wieder auf den Marsch begab, hatte er kaum Tausend Schritte zurückgelegt, als es ihm schien, daß eine große Feuersbrunst hinter ihm ausgebrochen wäre; er wandte sich um und sah die Abtei ganz in Flammen.

Nun kehrte er wieder zurück, und da er bei Strafe des Galgens verboten hatte, daß Niemand die Kirchen oder Abteien schände, ließ er die seiner Leute verhaften, welche die Abtei von Saint Lucien in Brand gesteckt hatten.

Hierauf, da es ihn drängte, ein Beispiel seiner Gerechtigkeit zu geben, weil er nicht wollte, daß bei der Erfüllung seines Gelübdes eine einzige Ruchlosigkeit begangen würde, welche die Wirkung desselben zerstören könnte, so ließ er Stricke bringen und einen Mönch der in Brand gesteckten Abtei bescheiden.

— Mein Vater, sagte er zu ihm, zwei und zwanzig

Menſchen gehen zum Tode, die Eures Dienſtes bedürfen; ſie gehen zum Tode, weil ſie das Aſyl der Diener Gottes verletzt haben.

So werden alle die ſterben, welche ich auf meinem Zuge den Herrn beleidigend finden werde.

Der König entfernte ſich, indem er die Schuldigen zwiſchen ihrem Beichtvater und ihrem Henker ließ.

Eine Stunde nachher ſtand die ganze Abtei in Flammen, und zwei und zwanzig an den Bäumen aufgehängte Leichen zeigten ihre ſchwarzen Schattenriſſe an dem flammenden Horizonte.

Das Heer des Königs von England ſchlug ſchweigend ſeine Straße ein, und am ſelben Abende ſchlug der König Eduard ſein Quartier in einem Flecken Namens Melly auf, nachdem er an der Stadt Beauvais vorübergezogen war, die er nicht hatte angreifen wollen, weil er ſeine Leute nicht ohne Grund ermüden wollte.

Aber das war nicht die Sache der Marſchälle von Eduards Heere. Sie konnten dem Verlangen nicht widerſtehen, ein wenig mit den Bewohnern der Vorſtädte von Beauvais zu ſcharmützeln. Sie kehrten daher wieder um, und machten einen Angriff auf die Schlagbäume der Stadt. Aber die Stadt war gut bewacht, und die Angreifenden waren gezwungen, ſich mit der Feuersbrunſt zu begnügen, worauf ſie wieder zu dem Könige in ſein Lager gingen.

Immer plündernd und ſengend begann das Heer ſeinen Zug wieder, und nachdem es eine Nacht in dem

Dorfe Granville angehalten hatte, bemächtigte es ſich des Schloſſes Arjis, das, von Niemand vertheidigt, bald nur noch ein Aſchenhaufen war.

Es befand ſich in der Umgegend das Schloß Poix, das ein guter Fang ſein mußte, denn der Herr von Poix galt für einen ſehr reichen Herrn.

Als der König vor das Schloß Poix kam, hatten ſich die Engländer ſeiner bereits bemächtigt, aber gegen ihre Gewohnheit hatten ſie es noch nicht in Brand geſteckt. In dem Augenblicke, wo er über das Thor des Schloſſes trat, erſchienen Meſſire Johann Chandos und der Herzog von Baſſet, zwei tapfere Ritter ſeines Heeres, indem ſie dem Könige zwei ſchöne junge Mädchen zuführten, die ganz in Thränen zerfloſſen.

—Sire, ſagte Meſſire Johann Chandos, das Schloß war nur von dieſen beiden Fräulein beſetzt, die wir zu Gefangenen gemacht, nicht um ein Löſegeld von ihnen zu verlangen, ſondern um ihre Ehre zu ſchützen.

—Es iſt gut, Meſſire, antwortete der König, Ihr habt wie zwei edle und biedere Ritter gehandelt.

Indem er ſich hierauf an die eine der beiden in Thränen zerfließenden Schönen wandte, ſagte er zu ihr:

—Wer ſeid Ihr, mein Kind, Ihr und Eure Begleiterin?

—Gnädiger Herr, ſagte das junge Mädchen mit bewegter Stimme, meine Begleiterin iſt meine Schweſter, und der Sire von Poix iſt unſer Vater.

—Und der Sire von Poix befindet ſich nicht auf ſeinem Schloſſe?

—Nein, Sire.

—Nun denn! wir führen keinen Krieg gegen Frauen, und wir beſchützen ſelbſt die, welche die Frauen lieben und beſchützen. Sagt was Ihr wünſcht, und was Ihr wünſcht, ſoll geſchehen.

Nun ſanken ſie Beide vor dem Könige auf die Kniee und verlangten von ihm, zu ihrem Vater zu gehen, der ſich in Corbie befand.

Dem zu Folge ließ ſie der König bis nach dem Orte begleiten, wo ſich ihr Vater befand.

—Ohne Zweifel, ſagt: Eduard zu dem Meſſire Johann Chandos und zu dem Sire von Baſſet, haltet Ihr darauf, Eure Gefangenen an einen ſicheren Ort zu bringen. Begleitet ſie daher und wacht wohl über ſie.

Als die beiden Ritter zu dem Heere zurückkehrten, bemerkte der König lächelnd, daß ſie weit tiefſinniger und weit ſorgenvoller waren, als er ſie bis dahin geſehen hatte.

Während dieſer Zeit hofften die Bewohner der Stadt Poix, denen die Großmuth Eduards gegen die beiden Töchter ihres Herrn bekannt geworden war, dieſelbe Großmuth für ſich bei den Marſchällen des Engliſchen Heeres zu finden.

Sie ließen ihnen daher eine beträchtliche Summe anbieten, wenn ſie Nichts nehmen und Nichts verbrennen wollten.

Dieſe Summe ſollte unmittelbar nach dem Aufbruche des Königs bezahlt werden.

Der Antrag wurde angenommen. Der Befehl wurde

ertheilt, bei Todesstrafe die Stadt und die Schlösser zu respectiren, und als am folgenden Morgen der König aufbrach, blieben einige der Ritter, um das Geld in Empfang zu nehmen, das man ihnen auszahlen sollte.

Indessen war die bestimmte Stunde seit langer Zeit verflossen, und die Ritter sahen Nichts kommen.

Sie gingen nun nach dem Schlosse Poix, um das versprochene Lösegeld zu verlangen, aber statt des Lösegeldes fanden sie wohlbewaffnete Leute, welche, nachdem sie ihnen erklärt, daß sie Nichts bezahlen würden, über sie herzufallen begannen.

Als die Engländer sahen, daß man sie zum Besten gehabt hätte, sandten sie zwei der Ihrigen ab, um Hilfe von dem Heere zu verlangen, und bereiteten sich vor, zu kämpfen, bis daß ihnen diese Hilfe zukäme.

Die von Poix waren zahlreich, aber die Engländer machten ihnen so viel zu schaffen, daß, als Messire Reinhold von Cobehen und Messire Thomas von Holland, welche die Nachhut anführten, ihnen zu Hilfe kamen, sie noch kämpften und nicht einen Mann verloren hatten.

—Verrathen, verrathen, riefen die Engländer, und mit Hilfe der ihnen zukommenden Verstärkung verbrannten sie die Stadt, tödteten fast alle Bewohner und schleiften die beiden Schlösser.

Hierauf holten sie den König wieder ein, der nach Niraines gekommen war, und der, da er sich dort einige Tage aufhalten wollte, verboten hatte, der Stadt irgend einen Schaden zuzufügen.

Der König Eduard beſchäftigte ſich auf der Stelle damit, einen Uebergang über die Somme zu finden, und er ſandte zu dieſem Ende den Grafen von Warwick und Meſſire Gottfried von Harcourt mit Tauſend Lanzen und zwei Tauſend Bogenſchützen ab, damit ſie, wie Froiſſard ſagt, längs dem Ufer der Somme hinzögen und nachforſchten, ob ſie einen Uebergang finden könnten, wo ſie ohne Gefahr überziehen könnten.

Die beiden ſo eben von uns genannten Marſchälle begaben ſich auf den Weg, und fanden eine Brücke, aber dieſe Brücke war ſo gut bewacht, daß ſie, trotz eines großen Kampfes, den ſie dort gegen die Franzoſen hatten, ſich ihrer nicht bemächtigen konnten, und nur Zeit hatten, ſich nach einer andern Seite zu begeben. Sie gelangten nun nach Long in der Gegend von Ponthieu, wo ſich wieder eine Brücke befand; aber ſie war ſo gut vertheidigt, daß ſie ſich auf die Aufſuchung einer andern machten, welche ſie bei Péquigny fanden, die aber noch beſſer bewacht war, als die beiden andern, ſo daß die beiden Marſchälle zu ihrem Könige zurückkehrten, indem ſie ihm ſagten, was ſie geſehen hätten, nämlich, daß Philipp VI. die Uebergänge über die Somme hätte beſetzen laſſen, damit Eduard und ſein Heer nicht übergehen könnten, und er, Philipp, ſie nach Belieben angreifen oder ſie aushungern könnte, wenn er es vorzöge.

V.

Während dieſer Zeit hatte Philipp VI. aufgehört zu ſchwanken und begierig, Eduard zu bekämpfen, hatte er ſich in allem Ernſte auf ſeine Verfolgung begeben. Er hatte daher Saint Denis verlaſſen, und indem er in großen Tagemärſchen marſchirte, war er nach Amiens gekommen, während Eduard ſich noch in Airaines befand.

An demſelben Abende, wo der Graf von Warwick und Gottfried von Harcourt dem Könige die Antwort überbracht hatten, die wir ſo eben mitgetheilt haben, wurden Männer gefangen genommen, und als Spione des Königs von Frankreich erkannt.

Ein einziger dieſer Männer leugnete, Spion des Königs von Frankreich zu ſein. Der Zufall allein, ſagte er, hätte ihn mit den Andern ſich zuſammenbefinden

laſſen. Er verſicherte ſogar, daß, weit entfernt, Philipp dienen zu wollen, er Eduard von England hätte dienen mögen. Das war eine ſo bekannte Vertheidigungsart, daß Niemand darauf achtete, und daß Alle der Meinung waren, daß man die Gefangenen hängen müßte, und dieſen vor allen Andern. Nun ſchwieg dieſer Mann und der König begnügte ſich, nachdem er ihn aufmerkſam angeblickt, die Gefangenen bis auf neue Ordre zu behalten; hierauf, bevor das Franzöſiſche Lager von ſeiner Stellung unterrichtet werden konnte, ertheilte er den Befehl zum Aufbruche, der am folgenden Morgen ſelbſt ſtattfinden ſollte.

In der That, mit Aufgang der Sonne hörte der König die Meſſe, die Trompeter blieſen und die Engländer brachen auf, indem ſie die Gefangenen mit hinter den Rücken gebundenen Händen, und mit Stricken an den Sattel der Pferde befeſtigt, mit ſich nahmen.

So gelangten die Engländer in die Nähe von Abbeville, wo ſich eine Furth befand, welche Eduard noch nicht kannte, die aber Philipp kannte, und die er der Bewachung von ſechs Tauſend Mann unter der Anführung des Meſſire Godemart du Fay anvertraut hatte.

Aber Godemart du Fay warb auf ſeinem Wege alle die an, welche ihn begleiten wollten, und ſeine Schaar befand ſich noch um ſechs Tauſend Mann vermehrt.

Nun ſicher, daß Eduard nicht über die Somme gehen und ihm nicht würde entfliehen können, verließ Philipp Amiens und rückte gegen Airaines, wo er glaubte,

daß ſich ſein königlicher Gegner noch befände. Aber, wie wir geſehen haben, waren die Engländer ſeit dem Morgen aufgebrochen, und die Franzoſen, welche noch die gedeckten Tiſche fanden, fanden die Gäſte nicht mehr, die bereits fern waren.

In der That, Eduard wußte, daß der König von Frankreich ihm voller Erbitterung folgte, aber, wie als ob er die Kräfte ſeines Feindes durch dieſe beſtändigen Verfolgungen hätte erſchöpfen wollen, floh er immer vor ihm und wollte keine Schlacht liefern.

Er blieb daher in der Stadt Oiſemond, um abzuwarten, daß ſeine beiden Marſchälle, die er von Neuem zu Aufſuchung eines Ueberganges abgeſandt hatte, zurückgekehrt wären. Sie kehrten am Abende zurück, ſie hatten ſich tapfer geſchlagen, aber ſie hatten Nichts gefunden.

Nun ließ der König ſeine Gefangenen rufen und ſagte zu ihnen:

— Gibt es unter Euch einen Mann, der den Uebergang kennt, der ſich bei Abbeville befinden muß, und auf welchem wir und unſer Heer ohne Gefahr übergehen könnten? Wenn ſich Einer unter Euch befindet, der es weiß, ſo möge er es ſagen, und er wird frei ſein.

Alle dieſe Männer ſchwiegen.

— Sire, ſagte nun Gottfried von Harcourt, indem er ſich zu dem Ohr des Königs neigte, ich kenne die Franzoſen, und keiner von dieſen Männern wird Euch dafür, daß ihm allein das Leben geſichert iſt, das ſagen,

was Ihr von ihnen verlangt. Verſprecht ihnen Allen die Freiheit, und um ſeine Kameraden zu retten, wird vielleicht einer von ihnen einwilligen, Euch dieſen Uebergang anzugeben.

— Es iſt gut, ſagte Eduard, und indem er ſich wieder an die Gefangenen wandte, ſagte er:

— Es iſt nicht mehr die Freiheit eines Einzigen, ſondern die Freiheit Aller, die ich verſpreche; außerdem Hundert Goldthaler, wenn einer von Euch dieſen Uebergang andeutet.

Nun näherte ſich einer dieſer Männer dem Könige und ſagte zu ihm:

— Sire, keiner meiner Begleiter, die alle Franzoſen ſind, würde ſein Vaterland verrathen wollen; aber ich, ſagte er, ich war Unterthan Oliviers von Cliſſon, der dafür geſtorben iſt, daß er Euch als ſeinen wahren König anerkannt hat; an mir iſt es daher, mich für die Andern zu opfern, denn der König von Frankreich iſt nicht mein König.

— Und indeſſen, äußerte Eduard, ſpionirtet Ihr unſer Heer für Rechnung des Königs von Frankreichs aus, als Ihr verhaftet worden ſeid.

— Sire, als ich verhaftet worden bin, habe ich bereits geſagt, daß ich kein Spion wäre; jetzt wiederhole ich es; ich habe außerdem geſagt, daß ich Euch hätte dienen mögen. Heute habe ich die Gelegenheit dazu, und ich beweiſe es. Gebt mir von Neuem Euer königliches Wort, daß alle dieſe Männer frei ſein werden, und ich

werde Euch ſelbſt den Uebergang zeigen, den Ihr kennen lernen wollt.

— Ich vertraue Eurem Worte, ſagte nun Eduard, durch den aufrichtigen Ton dieſes Mannes überzeugt, und Eure Begleiter ſind von jetzt an frei.

Und zu gleicher Zeit befahl Eduard, daß man die Stricke der Gefangenen auflöſe, und daß man ſie das Lager verlaſſen ließe.

— Sire, ſagte nun Gabin Agace, denn die Geſchichte hat den Namen dieſes Mannes aufbewahrt, Niemand kennt beſſer, als ich, die Furth von la Blanche Tache, denn ich bin noch dieſes Jahr mehr als zwanzig Mal durch ſie gegangen. Ich verpflichte mich daher bei meinem Kopfe, Sire, Euch an einem Orte durch die Somme gehen zu laſſen, an welchem Eure Fußſoldaten nur Waſſer bis an die Kniee haben werden, und wo Eure Reiter durchgehen werden, ohne ihre Sporn zu benetzen, denn wenn die Fluth des Meeres kömmt, ſo füllt ſie den Fluß wieder, und Niemand vermögte durchzugehen; aber wenn ſie ſich zurückzieht, was zwei Male des Nachts geſchieht, kann man durchgehen, wie ich Euch ſo eben geſagt habe. An dem Orte, wo ſich dieſe Furth befindet, gibt es weißen Kies, daher rührt der Name Blanche Tache.

— Und es gibt keinen andern Uebergang? fragte Eduard.

— Es gibt noch die Brücke von Abbeville. Aber ſie iſt ſo gut vertheidigt, daß Ihr viele von Euren Leuten

verlieren würdet, wenn Ihr über sie gehen wolltet, und das vielleicht ohne Erfolg.

— Aber ist Blanche Tache nicht vertheidigt?

— Sie ist es, Sire, antwortete Gabin Agace, aber es ist keine Gefahr weder für Euch, noch für Euer Heer vorhanden.

— Warum?

— Weil Messire Godemart du Fay sie besetzt, und weil Messire Godemart du Fay in Bezug auf Kampf nicht halsstarrig ist.

— Er wird sich also ergeben?

— Wahrscheinlicher Weise nicht einmal so weit gehen, Sire. Er wird sich ganz einfach zurückziehen, sobald er Euch kommen sieht.

— Dann geht Alles gut, äußerte Eduard, und wenn es uns gelingt, wie Ihr es uns verspricht, so rechnet auf meine Freigebigkeit, Kamerad.

— Ich bürge für Alles, Sire, erwiderte Gabin, indem er sich verneigte, vorausgesetzt, daß Ihr morgen früh mit Sonnenaufgang an der Furth sein werdet.

— Wir werden dort sein.

Und der König ließ sogleich befehlen, daß sich Jeder zum Aufbruche vorbereitete.

Um Mitternacht meldeten die Trompeten den Aufbruch.

Die Soldaten machten sich bereit, man belud die Wagen und man brach auf.

Digitized by Google

Als die Engländer an die Furth gelangten, fand die Fluth des Meeres noch ſtatt, und man mußte warten, bis ſie ſich zurückgezogen hätte.

Nun zeigte ſich Meſſire Godemart du Fay, der, wie wir geſagt haben, ohngefahr zwölf Tauſend Mann zuſammengezogen hatte, und ließ ſein Heer ſo aufſtellen, um den Uebergang des Engliſchen Heeres zu verhindern.

Nun begann gegen die Prophezeiung Gabin Agaces ein ſeltſamer Kampf zwiſchen den beiden Heeren, das heißt, daß ſie in dem Waſſer kämpften, und daß von Zeit zu Zeit der Strom eine Leiche forttrug, welche mit ihrem Blute das durchſichtige, und von den erſten Strahlen der Sonne erleuchtete Waſſer färbte.

Es war ein merkwürdiges Schauſpiel zu ſehen, wie dieſe Männer das Ufer verließen und ſich in das Waſſer ſtürzten, um ſich zu bekämpfen, während die Engliſchen Bogenſchützen gleichgiltig wie Meergötter eben ſo raſch und ſicher ſchoſſen, als ob ſie im freien Felde geweſen wären.

Während dieſer Zeit gingen die Engländer, von dieſer lebendigen und undurchdringlichen Mauer beſchützt, über.

Indeſſen war keine Zeit zu verlieren.

Die Franzoſen kamen im vollen Laufe, und man mußte ſie vermeiden.

Die Engländer machten eine letzte Anſtrengung, und die Franzoſen verſchwanden, die Einen nach der ei-

nen, die Andern nach einer andern Seite, auf Wegen, welche nach Abbeville und nach Saint Riquier führten.

Die Engländer hatten nicht Alle das Ufer verlassen, als einige Knappen Französischer Ritter anlangten, die ihre Genugthuung über eine Niederlage nehmen wollten, die sie einige Tage zuvor erlitten hatten. Sie begannen den Kampf wieder, der im Begriffe stand, aufzuhören, indem sie durch dieses Mittel dem Könige von Frankreich Zeit zu geben hofften, anzukommen.

Aber Gabin Agace, der den König nicht verlassen hatte, sagte zu ihm:

— Sire, geht Euren Leuten zu Hilfe, oder gebt sie auf, denn die Fluth wird zurückkehren, und, außer daß es zu spät sein würde, um über die Somme zu gehen, wird der König von Frankreich, der gegen Euch heranzieht, Euch eingeholt haben.

Es waren die Leute des Königs von Böhmen und Johanns von Hennegau, mit denen die Engländer so scharmützelten.

Eduard kam den Seinigen zu Hilfe, und die Feinde entflohen wie erschreckte Gazellen, indem sie mehrere Leichen auf dem Ufer zurückließen.

Die Engländer zogen durch den Fluß.

Es war Zeit.

Kaum hatten die Letzten das andere Ufer berührt, als

Philipp VI. da erſchien, wo der Kampf ſo eben ſtattgefunden hatte.

Er ſchickte ſich an überzugehen und die Engländer zu verfolgen, als die Marſchälle zu ihm ſagten:

— Sire, ſeht!

In der That, das Meer bemächtigte ſich des Fluſſes, und die Fluth kam ſo raſch und ſo gewaltig heran, daß das Getöſe ſeiner Wellen das Geſchrei der Tauſende von Soldaten überſchallte, welche das Ufer bedeckten.

— Zu ſpät! murmelte Philipp, zu ſpät! wir haben alſo nicht mit Menſchen, ſondern mit Dämonen zu thun.

Während dieſer Zeit gewannen die Engländer Raum, und Eduard fragte Gabin Agace, was er ihm für den Dienſt ſchuldig wäre, den er ihm erwieſen hätte.

— Sire, gebt mir ein Pferd, antwortete dieſer Mann, damit ich mich auf das Schnellſte davon mache, denn ich glaube nicht, daß es jetzt geheuer für mich in dieſem Lande iſt.

Eduard gab dem Landmanne das, was er verlangte, indem er außerdem die Hundert Goldthaler hinzufügte, die er ihm verſprochen hatte; hierauf begab er ſich auf den Marſch, zog durch die Stadt Noaille, ohne ihr irgend einen Schaden zuzufügen, denn ſie gehörte der Tochter Roberts von Artois, und ſchlug ſein Quartier in la Brahe auf. Am folgenden Morgen begab er ſich wieder auf den Weg, und am Freitag Mittag hielt er an einem Orte ziemlich nahe bei Crècy in Ponthieu an, und

wie als ob Gott ihm ſelbſt befohlen hätte, an dieſem Orte anzuhalten, ſagte er:

—Hier iſt es.

Und er ließ ſein Heer in drei Schlachtlinien aufſtellen.

VI.

Eduard III. langte alſo, wie wir ſo eben geſagt haben, bei Crècy in Ponthieu an, und er hatte geſagt:

— Ich bin hier auf dem Erbe meiner Frau Mutter, das ihr als Heirathsgut gegeben war, und ich will es gegen meinen Gegner Philipp von Valois vertheidigen, oder auf ihm ſterben.

Er hatte am Tage zuvor der Gräfin von Aumale einen Beſuch abgeſtattet, und ſich nicht damit begnügt, ihr Gebiet reſpectiren zu laſſen, weil ſie die Tochter Roberts von Artois war, ſondern er hatte ihr auch noch geſchworen, die Verbannung und den Tod ihres Vaters zu rächen.

Wir werden jetzt ſehen, wie Eduard Wort hielt.

Er hatte nicht den achten Theil der Leute in ſeinem

Dienſte, welche Philipp hatte, es handelte ſich daher für ihn darum, ſeine Schlachtlinien gut einzurichten.

Er hielt mit ſeinem ganzen Heere im freien Felde an, und als es verſammelt war, ſandte er den Grafen von Warwick, Gottfried von Harcourt und Reinald von Cobehen aus, um den Platz zu ſuchen, auf welchem es aufgeſtellt werden ſollte, um die Schlacht zu liefern.

Außerdem wurden Kundſchafter nach Abbeville ausgeſandt, welche den Auftrag hatten, zu erfahren, was der König von Frankreich zu thun gedächte, um ſich zu verſichern, daß er an dieſem Tage nicht über die Somme gehen würde.

Die Kundſchafter kehrten zurück, indem ſie ſagten, daß bis zu dem folgenden Tage Nichts zu fürchten wäre.

Dem zu Folge ertheilte der König ſeinen Soldaten die Erlaubniß, ihre Wohnungen für die Nacht da aufzuſuchen, wo es ihnen gut dünkte, indem er ihnen befahl, ſich für den folgenden Morgen bei dem erſten Trompetenſtoße bereit zu halten und ſich an dem Orte zu verſammeln, der von dem Grafen von Warwick und von Gottfried von Harcourt als der günſtigſte bezeichnet worden war.

Wir wollen die Engländer ſich ſo gut als möglich einrichten laſſen, und ſehen, was der König Philipp VI. während dieſer Zeit machte.

An dieſem Freitage, welcher der 25. Auguſt 1346 war, blieb Philipp den ganzen Tag über in Abbeville, indem er ſeine Leute erwartete, die von allen Seiten anlangten.

Er ließ ſie auf der Stelle die Stadt verlaſſen und ſich auf das freie Feld begeben, um für den folgenden Morgen deſto eher bereit zu ſein; denn er war feſt entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen und die Engländer zu bekämpfen, was auch daraus hervorgehen möge.

Er that nun auch, was Eduard gethan hatte.

Er ſandte zwei ſeiner Generäle, den Sire von Saint Venant und den Sire von Montmorency ab, um ſich über die Stellungen des Engliſchen Heeres zu verſichern.

Die beiden Generäle kehrten mit der Meldung zurück, daß ſie die Engländer bei Crècy lagernd, und allem Anſcheine nach ihre Feinde erwartend gefunden hätten.

—Das iſt gut, ſagte Philipp, und ſo Gott will, werden wir ſie morgen bekämpfen. Jetzt, meine Herren, fügte der König hinzu, wollen wir zu Nacht eſſen, denn ich will heute Abend auf die Geſundheit aller derer trinken, welche mir zu Hilfe kommen.

Der ganze Adel und die ganze Ritterſchaft von Frankreich befanden ſich bei dieſem Abendeſſen.

Es waren der König von Böhmen, der Graf von Alençon, der Graf von Blois, der Graf von Flandern, der Herzog von Lothringen, der Graf von Auxerre, der Graf von Santerre, der Graf von Harcourt, Meſſire Johann von Hennegau und noch viele Andere, die herzuzählen zu lang ſein würde.

Als das Abendeſſen ſeinem Ende nahte, ſtand der König auf und ſagte:

— Meſſires, morgen wird Frankreich eine große Partie ſpielen, die es mit Hilfe des Herrn und Eurem Muthe hoffentlich gewinnen wird. Aber dazu müßt Ihr Alle einig, Alle gegenſeitig Freunde, ohne Neid, ohne Haß und ohne Stolz ſein, damit jeder ſeinen Antheil an dem Siege hat, wenn wir ihn haben, und damit Niemand auf ſeinen Nächſten die Niederlage ſchieben kann, wenn ſie ſtattfindet.

Alle ſchwuren nun dem Könige, daß ſie es machen wollten, wie er es wünſchte, und daß ſie einig wie Brüder ſein würden.

— Sire, ſagte nun der König von Böhmen zu Philipp, zu deſſen Rechten er ſaß, ich bin blind und werde das große Werk nicht ſehen können, das morgen in Erfüllung gehen wird, aber ich ſchwöre Euch, daß ich nicht ſterben werde, ohne noch einige tapfere Schwertſtreiche für Eure Sache geführt zu haben.

Die beiden Könige umarmten ſich, und Jedermann zog ſich zurück, um einige Ruhe zu genießen.

Während dieſes ſich in Abbeville zutrug, trug ſich daſſelbe in dem Lager Eduards zu.

Die Engländer hatten das Land reich und fruchtbar gefunden. Der König, die Fürſten und Barone hielten daher auch in der Erwartung der Ereigniſſe ein gutes Mahl, und Alle zogen ſich in der beſten Stimmung zurück.

Als Eduard allein war, zog er ſich in ſein Betzimmer zurück, warf ſich auf die Kniee und blieb lange Zeit im Gebet verſunken, indem er Gott inbrünſtig bat, daß

er ihn, wenn er am folgenden Tage kämpfte, nur zu ſeiner Ehre aus dem Kampfe hervorgehen laſſen mögte.

Als der König ſeine Gebete beendigt hatte, ließ er den Prinzen von Wallis rufen.

—Mein Sohn, ſagte er zu ihm, morgen werdet Ihr aller Wahrſcheinlichkeit nach Eure Sporn verdienen müſſen. Macht es, wie ich es ſo eben gemacht habe, bittet Gott, Euch beizuſtehen, denn alle Macht kömmt uns von ihm.

Eduard umarmte ſeinen Sohn, der nun auch niederknieete, und ſeine Andacht verrichtete.

Der König ging zu Bett.

Am folgenden Morgen ſtand er frühzeitig auf und hörte mit dem Prinzen von Wallis die Meſſe, der zu ihm ſagte:

—Ich bin bereit, mein Vater.

Der größte Theil der Ritter, welche den König begleiteten, beichteten, und nach der Meſſe befahl Eduard allen ſeinen Leuten, ihre Wohnungen zu verlaſſen und den Platz wieder einzunehmen, den ſie am Tage zuvor einnahmen.

Hierauf ließ er eine große Umzäunung in der Nähe eines Waldes hinter ſeinem Heere machen, dieſe Umzäunung hatte nur einen Eingang, und enthielt im Innern die Wägen und die Pferde.

Alle Gepanzerte und Bogenſchützen blieben zu Fuß.

Hierauf ſchritt er zu der Anordnung der Schlachtlinien, oder um es beſſer zu ſagen und uns eines mehr

modernen Ausdruckes zu bedienen, er ſtellte ſeine Armeecorps auf.

Er machte deren drei.

Das erſte wurde von dem Prinzen von Wallis kommandirt, dem der Graf von Warwick, der Graf von Kenfort, Meſſire Gottfried von Harcourt, Meſſire Reinald von Cobehen, und Meſſire Thomas von Holland beigegeben wurden.

Hierauf kamen Meſſire Richard von Stanfort, der Sire von Manne, der Sire von Hawarc, Meſſire Johann Chandos, Meſſire Barthelmy von Brubbes, Meſſire Robert von Neufville, Meſſire Thomas Aiford, der Sire von Bourchier, der Sire Latimes und verſchiedene andere gute Ritter und Knappen.

Dieſes Armeecorps konnte aus acht Hundert Lanzen, zwei Tauſend Bogenſchützen und Tauſend unter den Walliſern auserleſenen Brigands beſtehen.

Wir haben weiter oben geſagt, was die Brigands waren.

Das zweite Armeecorps war von dem Grafen von Norhantonne, dem Grafen von Arundel, dem Sire von Ros, dem Sire von Lucq, dem Sire von Villebé, dem Sire von Baſſet, dem Sire von Saint Aubin, Meſſire Ludwig Tuetou, dem Sire von Multon, dem Sire von Lascels und andern kommandirt.

Es beſtand aus fünf Hundert Lanzen und zwölf Hundert Bogenſchützen.

Endlich war das dritte Armeecorps von dem Kö-

nige ſelbſt und von einer Menge von Rittern und Knappen angeführt, die er nach ſeinem Belieben wählte.

Es beſtand aus ungefähr ſieben Hundert Lanzen und zwei Tauſend Bogenſchützen.

Als dieſe drei Schlachtordnungen aufgeſtellt waren, als jeder, Graf, Baron und Ritter wußte, was er zu thun hätte, beſtieg der König von England ein kleines Pferd, und einen weißen Stab in der Hand und von ſeinen Marſchällen begleitet, die ſich zu ſeiner Rechten hielten, ritt er durch die Reihen ſeines Heeres, indem er ſeine Leute daran erinnerte, daß ſie ſein Recht und ſeine Ehre in Händen hätten.

Er ſagte das in einem ſo ſanften Tone und mit einem ſo huldvollen Lächeln, daß, welchen Kummer man auch haben mogte, man darüber durch den Anblick eines ſo freundlichen Geſichtes und das Anhören ſo gütiger Worte getröſtet wurde.

Als dieſe Ermahnung beendigt war, konnte es Mittag ſein.

Eduard kehrte in ſein Zelt zurück und befahl, daß alle ſeine Leute nach ihrem Belieben äßen und einen Trunk Wein zu ſich nähmen.

Als ſie gegeſſen und ihre Krüge und ihre Fäſſer auf die Wägen zurückgebracht hatten, ſetzten ſie ſich auf den Boden, indem ſie ihre Waffen vor ſich legten, und warteten.

Philipp VI. hatte ſeiner Seits am frühen Morgen in der Abtei Saint Pierre in Abbeville mit dem Könige von Böhmen, dem Grafen von Alençon, dem Grafen

von Blois, dem Grafen von Flandern und den angesehensten Adeligen, die sich in der Stadt befanden, die Messe gehört.

Mit Sonnenaufgang verließ Philipp Abbeville, indem er in seinem Gefolge eine solche Masse von Leuten hatte, daß es ein Wunder wäre, könnte man sie alle nennen.

Als der König sich zwei Stunden weit von der Stadt befand, näherte sich ihm Johann von Hennegau und sagte zu ihm:

—Sire, es wäre gut, daß Ihr Eure Schlachtlinien ordnetet und daß Ihr alle Eure Fußsoldaten vorausgehen ließet, damit sie nicht von denen zu Pferde getreten werden. Dann müßtet Ihr auch drei bis vier Eurer Ritter absenden, um die Feinde auszukundschaften, und zu sehen, in welcher Stimmung sie sich befinden.

—Ihr habt Recht, Messire, sagte der König, und ich will Euren Rath befolgen.

Er sandte in der That vier tapfere Ritter zur Recognoscirung des Feindes ab, welches Mohne von Basele, der Herr von Nohers, der Herr von Beaujeu und der Herr von Aubigny waren.

Diese vier Ritter näherten sich so weit, daß die Engländer wohl sahen, was sie zu thun kämen, aber sie thaten, als ob sie sie nicht sähen, und ließen sie ruhig ihr Heer wieder erreichen, das anhielt, als es sie wieder erscheinen sah.

Sie ritten durch die Menge, welche sie noch von dem

Könige trennte, welcher, indem er ſich an Mohne von Basele wandte, zu ihm ſagte:

—Nun! Meſſire, welche Nachrichten?

—Sire, antwortete der, welcher befragt war, wir haben die Engländer geſehen; ſie ſind in drei Schlachtlinien aufgeſtellt, und ſcheinen nicht geneigt zu fliehen, denn ſie ſitzen ruhig auf dem Boden. Wenn Ihr mir erlaubt, Sire, ſo mögte ich Euch einen Rath geben.

—Sprecht.

—Ich glaube, daß Ihr, unbeſchadet einer beſſeren Meinung, hier alle Eure Leute halten, und ſie den ganzen Tag über ruhen laſſen müßtet, denn bevor die Letzten die Erſten erreichen und Ihr Eure Schlachtlinien geordnet habt, wird es ſpät ſein. Eure Leute werden müde und ohne Ordnung ſein, während Eure Feinde ausgeruht und deſſen ſicher ſind, was ſie thun müſſen. Morgen früh werdet Ihr bei Weitem beſſer Eure Schlachtlinien ordnen und ſehen können, von welcher Seite Ihr angreifen müßt.

Der Rath gefiel dem Könige, der befahl, daß es ſo gemacht werden ſollte, wie Mohne von Basele geſagt hatten.

Die beiden Marſchälle ritten daher, der eine voraus, der andere zurück, und riefen den Bannerträgern zu:

—Im Namen des Königs und des heiligen Denis, haltet das Banner an!

Die, welche ſich vorn befanden, hielten an, aber

die, welche zurück waren, fuhren fort zu marſchiren, indem ſie ſagten, daß ſie nicht eher halten würden, als bis ſie eben ſo weit vor wären, als die Erſten.

Als die, welche ſich vorn befanden, das ſahen, begann ſie ihren Marſch wieder, denn Jeder ſetzte einen Stolz darein, in der erſten Reihe zu ſein, ſo daß das Wort des tapferen Ritters nicht gehört wurde.

Der König vermogte nicht mehr Herr ſeiner Leute zu ſein, als die andern Hauptleute, und dieſe ganze Maſſe ſetzte ſich ohne Ordnung und ohne Gehorſam in Bewegung.

Nun ereignete ſich das, was ſich ereignen mußte.

Als ſie noch einige Zeit marſchirt waren, befanden ſie ſich dem Feinde gegenüber, und die Leute, welche alle in dem erſten Gliede hatten ſein wollen, wichen zurück und ſahen ein, daß ſie beſſer gethan hätten, Mohne von Bascle zu folgen, als das zu thun, was ſie thaten.

Aber es war zu ſpät.

Sie wichen in einer ſolchen Unordnung zurück, daß die, welche hinten waren, glaubten, daß man ſich an der Spitze des Heeres ſchlüge, und daß ein Theil der Ihrigen bereits beſiegt wäre, ſo daß, indem ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten, die Einen den Erſteren zu Hilfe gingen, und die Andern auf dem Platze blieben.

Die Wege, welche von Abbeville nach Crècy führten, waren mit Menſchen bedeckt, es war in der That eine ſo große Menge, daß ſie drei Stunden, bevor ſie

an das Engliſche Lager gelangten, bereits ihre Schwerter mit dem Rufe gezogen hatten:

— Tod! Tod!

Und ſie riefen umſonſt, denn ſie ſahen noch Niemand.

VII.

Niemand vermögte einen genauen Bericht über das abzustatten, was sich nun auf der Seite der Franzosen zutrug, so viel Verwirrung und Unordnung herrschte in dem Heere des Königs von Frankreich.

Als die Engländer die Franzosen gegen sich heranrücken sahen, standen sie ohne irgend einen Schrecken auf und ordneten sich in ihre Schlachtlinien, die des Prinzen von Wallis vor den wie ein Schutzgatter aufgestellten Bogenschützen, und die Gepanzerten in dem Hintergrunde der Schlacht.

Der Graf von Norhantonne und der Graf von Arundel hielten sich mit ihren Armeecorps bereit, das des Prinzen zu beschützen, wenn es Noth thun sollte.

„Ihr müßt wissen, sagt Froissard, daß diese Her-

ren, Könige, Herzöge, Grafen und Französische Barone nicht bis dahin alle mit einander kamen, sondern der eine vorn, der andere hinten, ohne Ordnung und ohne Uebereinstimmung."

Als der König Philipp bis an den Platz kam, wo die Engländer standen, als er sie sah, stieg ihm das Blut zu Kopfe, denn er haßte sie sehr. Er konnte sich nicht enthalten, sie zu bekämpfen, und sagte zu seinen Marschällen:

— Laßt unsere Genuesen vorrücken, und beginnt im Namen Gottes und des heiligen Denis die Schlacht.

Philipp hatte ungefähr fünfzehn Tausend Genuesische Armbrustschützen, welche eben so gern die Schlacht nicht angefangen hätten, denn sie waren so müde, da sie sechs Stunden mit ihren Rüstungen und mit ihren Armbrüsten marschirt waren, daß sie sich kaum auf ihren Füßen zu halten vermogten.

Sie sagten daher, daß sie in dem Zustande, in welchem sie sich befänden, von keiner großen Hilfe für die Schlacht sein könnten.

Diese Worte gelangten bis zu dem Grafen von Alençon, der darüber erzürnt war und ausrief:

— Warum belastet man sich mit diesem Pack, das Nichts taugt, wenn man seiner bedarf?

Kaum hatte der Graf von Alençon so gesprochen, als sich etwas Seltsames zutrug.

Die Sonne verschleierte sich, wie als ob eine Son-

nenfinſterniß ſtattgefunden hätte, und es fiel ein Regen, der eher einer Sündfluth glich.

Mit jedem Augenblicke ſpaltete ſich der Himmel, und ein Blitz öffnete ſeine Gewölbe von einem Horizonte bis zu dem andern und der Donner rollte.

Dann, wie als ob Gott dieſem ſchönen Frankreich, das ſo große Gefahr lief, keine Vorbedeutung hätte erlaſſen wollen, zog ein Schwarm von Raben gleich einem unermeßlichen Trauerſchleier über die beiden Heere, indem er ſeinen Flug mit gräßlichem und Unglück verkündendem Geſchrei begleitete.

Die weiſeſten der Ritter ſagten nun, daß das eine Vorbedeutung einer großen Schlacht und eines großen Blutvergießens wäre.

Inzwiſchen fing das Wetter an, ſich aufzuklären, und die Sonne wieder zu erſcheinen. Die Engländer hatten ſie hinter ſich und die Franzoſen gerade in das Geſicht.

Als die Genueſen ſahen, daß ſie ſich den Engländern nähern müßten, begannen ſie aus allen ihren Kräften zu ſchreien, um ſie zu erſchrecken; aber die Engländer rührten ſich nicht und ſchienen ſie nicht einmal gehört zu haben.

Die Genueſen begannen nun ihr Geſchrei von Neuem und rückten ein Wenig vor.

Die Engländer rührten ſich um keinen Fuß breit.

Endlich ſtießen die Genueſen einen letzten Schrei aus und begannen zu ſchießen.

Digitized by Google

Nun thaten die Engliſchen Bogenſchützen einen Schritt, ſpannten ihre Armbrüſte, und ein Hagel von Pfeilen fiel über die Genueſen her.

Als dieſe, welche die Geſchicklichkeit ihrer Gegner nicht kannten, ſich ſo getroffen ſahen, waren ſie erſchreckt, und es gab darunter einige, welche die Sehnen ihrer Armbrüſte durchſchnitten und ſie von ſich warfen.

Die meiſten kehrten um.

Nun ereignete ſich ein unglaublicher Auftritt.

Zwiſchen den Genueſen und den Franzoſen befand ſich eine große Hecke reich geſchmückter und berittener Gepanzerter, welche dem Gefechte der Genueſen zuſahen, ſo daß ſie, als ſie fliehen wollten, es nicht vermogten.

Als nun der König von Frankreich ſah, wie wenig alle dieſe Söldlinge ihm dienten, rief er aus:

— Tödtet lieber alles dieſes Pack, das nutzlos den Weg verſperrt.

Nun hätte man dieſe Soldaten ſich untereinander tödten ſehen können, ſie, welche gemeinſchaftliche Sache gegen einen und denſelben Feind machen ſollten.

Während dieſer Zeit ſchoſſen die Engländer immer fort, und nicht einer ihrer Pfeile war verloren.

So begann die Schlacht bei Crècy, am Sonnabend den 26. Auguſt 1346 zur Stunde der Veſper.

Das war der Moment, ſich der Schwüre zu erin-

nern, die man am Tage vorher gethan hatte, und dennoch, wie wir gesehen haben, erinnerten sich wenig Französische Ritter daran, da Alle, statt die Befehle ihres königlichen Anführers zu befolgen, in dem ersten Gliede hatten kämpfen wollen.

Es gab indessen einen, der es nicht vergessen hatte, das war der König von Böhmen, Johann von Luxembourg.

Als er hörte, daß die Schlacht begonnen hätte, fragte er die Ritter, welche sich neben ihm befanden, wie es mit der Ordnung ihrer Leute stände.

— Es geht schlecht, gnädiger Herr, antwortete man ihm, denn die Genuesen sind gewichen und der König hat befohlen, sie zu tödten, so daß sie uns noch mehr hindern, weil die Einen mit Tödten und die Andern mit ihrer Vertheidigung beschäftigt sind.

— Ha! antwortete der König von Böhmen, das ist von schlimmer Vorbedeutung für uns. Aber wo ist Messire Karl, mein Sohn?

Diese antworteten:

— Gnädiger Herr, wir wissen es nicht; wir glauben, daß er weiter vor ist, und daß er sich schlägt.

Nun sagte der König zu seinen Leuten:

— Ihr seid meine Männer, meine Freunde, meine Gefährten, ich bitte Euch daher, mich so weit vorzuführen, daß ich mein Wort halten und zum Mindesten einen Schwertstreich thun kann.

Die, welche anwesend waren, willigten ein; um sich

in der Menge nicht zu verlieren, knüpften sie die Zügel ihrer Pferde an einander, das seinige in der Mitte, und stürzten mitten unter die Feinde.

Wie man sich wohl denken wird, hatte der König von Frankreich große Angst im Herzen, so seine Leute von einer Hand voll Engländer schlagen zu sehen.

Er fragte daher Messire Mohne von Basele, der ihm bereits einen guten Rath gegeben, den er nicht hatte befolgen können, was er thun müßte.

—Sire, ich sehe nichts Besseres, antwortete der Ritter, als Euch zurückzuziehen und Euch in Sicherheit zu begeben, denn es könnte Euch leicht Unglück zustoßen, wie denen Eurer Freunde, welche bereits todt sind.

Der König, der vor Zorn und vor Ungeduld bebte, achtete auf diesen Rath nicht.

Er rückte ein Wenig mehr vor, denn er hätte sich an den Grafen von Alençon, seinen Bruder, anschließen mögen, dessen Banner er auf einer kleinen Anhöhe sah.

Der Graf von Alençon rückte mit Ordnung gegen die Engländer herab und griff sie an. Er that Wunder und gelangte bis an die Schlachtlinie des Prinzen.

Philipp hätte ihn einholen mögen, aber es befand sich eine so große Masse von Armbrustschützen und Gepanzerten vor ihm, daß er nicht dazu gelangen konnte.

Indeſſen war dieſe in ihrem Ganzen für das Franzöſiſche Heer ſo verderbliche Schlacht voller einzelner hoher Waffenthaten, die unglücklicher Weiſe vergebens waren.

So gab es außer dem Grafen von Alençon, von dem wir ſo eben geſprochen, außer dem alten Könige von Böhmen, der, obgleich blind, ſich in das ſtärkſte Handgemenge geſtürzt hatte, den Grafen Ludwig von Blois, dem Neffen König Philipps und des Grafen von Alençon, der tapfer kämpfte, und den Herzog von Lothringen, der ohne müde zu werden focht. So daß, wenn die Schlacht, ſtatt zu ſpät und als das Heer müde war, begonnen zu haben, am Morgen geliefert worden wäre, drei Meilen weiter vorwärts, oder am folgenden Tage, nach einer Nacht der Ruhe, die Geſchichte nicht dieſen erſten Akt der blutigen Trilogie aufzuzeichnen gehabt hätte, welche man Crècy, Poitiers und Agincourt nennt.

So gab es Franzöſiſche Ritter, welche die Schlachtlinie der Bogenſchützen des Prinzen durchbrachen und bis zu den Gepanzerten drangen und mit ihnen handgemein wurden.

Dort fanden ſchöne Waffenthaten von Seiten der Engländer ſtatt, denn die Blüthe der Ritterſchaft umgab den Sohn des Königs von England.

Der Graf von Norhantonne und von Arundel, welche, wie wir weiter oben geſagt haben, ſich bereit hielten, dieſem jungen Prinzen zu Hilfe zu kommen, eilten zu ſeinem Beiſtande herbei, und es war Zeit, denn ſonſt

hätte er nicht gewußt, wie er ſich aus dem Angriffe ziehen ſollte.

Inzwiſchen und zu mehrerer Sicherheit ſandte der Prinz einen Ritter ab, um von dem Könige, ſeinem Vater, Hilfe zu verlangen, der weiterhin auf einem Hügel zur Seite einer Windmühle ſtand.

Als der Ritter bei Eduard war, ſagte er zu ihm:

—Gnädiger Herr, der Graf von Warwick, der Graf von Kenfort und Meſſire Reinald von Cobehen, die bei dem Prinzen, Eurem Sohne ſind, haben viel zu thun, denn die Franzoſen greifen ſie hart an, deshalb bitten ſie Euch, daß Ihr und Euer Corps ſie zu verſtärken und ihnen zu helfen kommt, um aus dieſer Gefahr hervorzugehen, denn wenn dieſer Angriff ſich vermehrt oder nur fortdauert, ſo fürchten ſie für Euren Sohn.

Nun ſagte der König zu dem Ritter, der ſich Meſſire Thomas von Norwick nannte:

—Meſſire Thomas, iſt mein Sohn todt, oder ſo verwundet, daß er ſich nicht vertheidigen kann?

—Nein, gnädiger Herr, antwortete der Ritter.

—Wohlan, Meſſire Thomas, erwiderte der König, kehrt zu ihm und zu denen zurück, die Euch geſandt haben, und ſagt ihnen, daß ſie, was auch geſchehen möge, mich nicht mehr holen laſſen, ſo lange mein Sohn am Leben iſt, denn, wie ich ihm geſtern geſagt habe, ich will, daß der Tag ſein iſt, und er ſeine Ritterſporen verdient.

Digitized by Google

Meſſire Thomas von Norwick kehrte zurück, um die Antwort Eduards zu überbringen.

—So geſchehe denn nach dem Wunſche des Königs, ſagten der Prinz und ſeine Ritter, und ſie faßten wieder ſo guten Muth, daß ſie Herren des Platzes blieben.

Man wird ſich wohl denken, ſagt der Chronikenſchreiber, und wir wiederholen es mit ihm, daß da, wo es ſo viele tapfere Männer und eine ſo große Menge von Volk gab, da, wo ſo viele Franzoſen auf dem Platze blieben, ſchöne Waffenthaten vollzogen werden mußten, die nicht zu unſerer Kenntniß gelangten.

Meſſire Gottfried von Harcourt, der ſich in dem Heere des Prinzen befand, und der hatte ſagen hören, daß man auf der Seite der Franzoſen das Banner ſeines Bruders geſehen hätte, hätte viel darum gegeben, daß ſein Bruder gerettet würde. Er eilte dorthin, wo man ihm angedeutet hatte, daß der Graf ſich ſchlüge, aber er konnte nicht zeitig genug ankommen, und fand nur noch eine Leiche.

Wir werden ſpäterhin ſehen, was daraus hervorging.

Zur Seite des Grafen von Harcourt war der Graf von Aumale, ſein Neffe, getödtet worden.

Auf der andern Seite hatten ſich, wie wir bereits geſagt haben, der Graf von Alençon und der Graf von Flandern tapfer geſchlagen, aber ſie vermogten nicht Stand zu halten, und ſie fielen mit allen den Rittern und Knappen, welche ſie begleiteten, todt unter ihre Banner.

Der Graf Ludwig von Blois und der Herzog von Lothringen, sein Schwager, die von Engländern und Walliſern umringt waren, die ihnen keine Gnade gegeben hätten, vertheidigten ſich wie Raſende. Aber ihre Tapferkeit diente ihnen zu Nichts, denn ſie blieben mit allen denen auf dem Platze, welche ſich an ihrer Seite befanden.

Der Graf von Auxerre und der Graf von Saint Paul ſtarben mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde.

Am Abend verließen ſechs Männer den Ort des Kampfes, und begaben ſich unter Begünſtigung der Nacht nach dem Schloſſe la Brahe.

Als ſie an das Thor gelangten, fanden ſie es, wie die Brücke, verſchloſſen, denn es war Nacht.

Nun ließen dieſe Männer den Burgvogt rufen.

Der Burgvogt kam herab, und indem er ſich dem Schilderhauſe näherte, rief er laut:

—Wer iſt da, und wer klopft zu dieſer Stunde?

Einer der ſechs Männer antwortete:

—Macht auf, macht auf, Burgvogt, es iſt das Schickſal Frankreichs.

Bei dieſer Stimme, die er zu erkennen glaubte, ſchritt der Burgvogt auf denjenigen zu, der geſprochen hatte, und erkannte den König Philipp VI.

Die, welche ihn begleiteten, die einzigen Freunde, welche die Engländer ihm gelaſſen hatten, waren der Sire von Hennegau, der Sire von Montmorency, der

Sire von Beaujeu, der Sire von Aubigny und der Sire von Montrault.

Was den König von Böhmen anbelangt, so fand man seine Leiche zur Seite derer der Ritter, die mit ihm aufgebrochen, auch mit ihm gestorben waren.

VIII.

Der Burgvogt des Schloſſes la Braye machte das Thor auf, und der König trat mit ſeinen fünf Baronen ein.

Sie blieben dort bis Mitternacht, und der König war der Meinung, ſich dort nicht länger aufzuhalten.

Nun thaten ſie einen Trunk, ſtiegen wieder zu Pferde, verließen das Schloß, und nahmen der Gegend kundige Boten mit, um ſie zu führen.

Sie marſchirten ſo ſchnell, daß ſie mit Tagesanbruch in Amiens einzogen.

Der König kehrte in einer Abtei ein und ſagte, daß er ſie nicht verlaſſen würde, bevor er Nachrichten von ſeinen Leuten erhalten und erfahren hätte, welche geblieben und welche davon gekommen wären.

Wenn die Engländer, ſtatt ſich damit zu begnügen,

Digitized by Google

das Feld zu behaupten, das ſie beſetzten, wie ſpäterhin bei Poitiers das Franzöſiſche Heer hätten verfolgen wollen, ſo hätte es zwei Mal mehr Todte gegeben, und das Unglück wäre zwei Mal größer geweſen.

Glücklicher Weiſe verließen die Engländer ihre Schlachtordnung nicht und hielten ſich auf ihrem Platze, indem ſie ſich begnügten, diejenigen zurückzuſchlagen, welche ſie angriffen. Das rettete den König, denn es fand ein Moment ſtatt, in welchem Philipp keine ſechzig Mann mehr um ſich herum hatte.

Wir müſſen freilich ſagen, daß der König, als er um ſich herum tödten ſah, wie man es that, als er die große Maſſe von Leuten unter dem Hauche des Todes wie das Laub eines Baumes im Winde des Winters fallen ſah, den Kopf ohne Gedanken, die Augen ohne Blick und wie eine Statue des ſtummen Schmerzes, regungslos geblieben war.

Nun hatte der Sire von Hennegau, der ihm ſein Pferd gegeben, denn Philipp war eines getödtet worden, das Pferd bei dem Zügel genommen und zu dem Könige geſagt:

— Kommt, Sire, laßt uns gehen und Euch nicht ſo nutzloſer Weiſe tödten. Ihr habt da eine Partie verloren, Ihr werdet eine andere gewinnen.

Und Johann von Hennegau hatte ihn faſt mit Gewalt fortgeführt.

Nun hatte ſich der König mit ſeinen fünf Baronen wieder auf den Weg begeben.

Erinnert man ſich der Legende des Königs Rodrigo welche ſagt:

„Zu der Stunde, wo die glänzenden Vögel ſtumm ſind, und wo die Erde aufmerkſam das Murmeln der Flüſſe behorcht, welche dem Meere ihren Tribut zutragen; zu der Zeit, wo das ſchwache Licht irgend eines glänzenden Sternes traurig in der entſetzlichen Finſterniß der ſchweigenden Nacht funkelt; nachdem er eine beſcheidene Verkleidung angelegt, weil ſie weit ſicherer als die begehrte Krone und die reichen Verzierungen iſt, die man beneidet; der ſtolzen Zeichen der königlichen Majeſtät entledigt, welche die Liebe und die Furcht vor dem Tode ihm an den Ufern der Guadalete zurückzulaſſen rieth; ſehr verſchieden von jenem Gothen, der ehedem ganz glänzend von Geſchmeiden, die ſein ſiegreicher Arm erobert hatte, in das Gefecht ging; ſeine Rüſtung mit theilweiſe eigenem, theilweiſe fremdem Blute gefärbt, an Tauſend Stellen voller Beulen und einige Stücke ſogar zerbrochen, den Kopf ohne Helm, das Geſicht mit Staub bedeckt, das Bild ſeines Glückes, das er jetzt in Staub verwandelt ſieht; auf Orleia, ſeinem Pferde reitend, das bereits ſo erſchöpft iſt, daß es kaum einen ſchmerzlichen Athem aushaucht und zu Zeiten den Boden küßt:

So entfloh auf den Schlachtfeldern von Xeres, einem neuen und jammervollen Gelboë, der König Rodrigo durch die Ketten der Berge, der Wälder und der Thäler.

Traurige Bilder ziehen vor ſeinen Augen vorüber; ein verworrenes Kriegsgetöſe trifft ſein entſetztes Ohr; er

weiß nicht, nach welcher Seite er seine Blicke wenden soll; er hat vor Allem Furcht und ist mißtrauisch.

Der Boden, den er anblickt, ist jetzt nicht mehr sein eigen; dieser Boden, den er betritt, gehört Fremden."

Welche seltsame Aehnlichkeit zwischen dem Gothischen Könige und dem Französischen Könige!

Wir haben über die Flucht Philipps keine andern Umstände anzugeben als die, welche die Romanze über die Flucht Rodrigos gibt.

Am Abend, als Alles beendigt war, zündeten die Engländer große Feuer in ihrem Lager an, und Eduard, der den ganzen Tag über seine Sturmhaube nicht abgelegt hatte, kam zu dem Prinzen von Wallis und sagte zu ihm:

—Mein Sohn, Ihr seid wirklich mein Sohn, denn Ihr habt Euch tapfer benommen, und Ihr seid jetzt würdig, zu herrschen.

Bei diesen Worten verneigte sich der Prinz, indem er seinem Vater dankte, und dieser umarmte ihn, um ihn über seinen Muth zu loben, wie er ihn am Tage zuvor umarmt hatte, um ihm denselben zu verleihen.

Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß es in dem Englischen Lager hoch herging, und daß die Nacht unter Festen und Dankgebeten verfloß.

Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, herrschte ein großer Nebel, so daß man nicht auf die Entfernung eines Morgen Landes sah.

Eduard befahl, daß fünf Hundert Lanzen und zwei Tausend Bogenschützen das Lager verließen und sich ver-

ſicherten, daß ſich die Franzoſen nicht von Neuem verſammelt hätten.

Die Gemeinden von Rouen, welche Nichts von der Niederlage des vorigen Tages wußten, waren von Abbeville und von Saint Riquier aufgebrochen.

Die Engländer, welche auf Recognoscirung waren, glaubten Anfangs, daß dieſe Truppen, welche ſie ſahen, von den ihrigen wären; als ſie aber ſahen, wer ſie wären, griffen ſie dieſelben an.

Die Schlacht entzündete ſich daher von Seiten der Engländer wieder eben ſo heftig, eben ſo erbittert, eben ſo unbarmherzig, als am Tage zuvor.

Man fand in den Gebüſchen, in den Hecken, wie ſie entflohen, Todte in der Anzahl von ſieben Tauſend wieder.

Kurze Zeit nachher, aber auf einem andern Wege, begegneten die Engländer dem Erzbiſchofe von Rouen und dem Großprior von Frankreich, die gleichfalls Nichts von der Niederlage des vorigen Tages wußten.

Es entſtand bald ein Gefecht, und die Franzoſen wurden wie die geſchlagen, mit denen die Engländer ſo eben zu thun gehabt hatten.

Dieſe Schaar Engländer begab ſich wieder auf den Weg, indem ſie andere Abenteuer ſuchte und deren fand, denn einige Franzöſiſche Soldaten, die ſich verirrt und die Nacht auf dem Felde zugebracht, und die keine Nachrichten weder von dem Könige, noch von ihren Hauptleuten

hatten, wurden angetroffen und ohne Gnade und Erbarmen niedergemacht.

An dem Sonntage Morgen und in dieſen einzelnen Scharmützeln, gab es vier Mal mehr Todte, als am Sonnabend, wo die große Schlacht ſtattgefunden hatte.

Als der König die Meſſe verließ, kehrten dieſe Truppen zurück, indem ſie das erzählten, was ſie geſehen, gefunden und gethan hätten.

Nun war der König der Meinung, daß man die Todten ſuchen laſſen müßte, um zu wiſſen, welche Fürſten auf dem Schlachtfelde geblieben wären.

Er wählte zwei Ritter, Meſſire Reinald von Cobehen und Meſſire Richard von Stanford, drei Herolde, um ihre Wappen zu erkennen, und zwei Schreiber, um die Namen derer aufzuzeichnen, welche ſie finden würden.

Dieſe kleine Schaar machte ſich auf den Weg, indem ſie dieſe Todten ſuchte und deren eine ſo große Anzahl fand, daß ſie darüber verwundert war.

Am Abende, in dem Augenblicke, wo Eduard zum Nachteſſen ging, kehrten die beiden ſo eben von uns genannten Ritter zurück, und ſtatteten Bericht über das ab, wovon ſie Zeugen geweſen waren. Sie hatten auf dem Platze eilf Fürſtenhelme, achtzig Bannerherrn, zwölf Hundert Ritter mit einem Schilde, (man nannte ſo die, welche dem Könige nur mit ihrer Perſon dienten, und keine anderen Ritter unter ihrem Befehle hatten) und ohngefähr dreißig Tauſend andere Leute gefunden.

Der König von England, der Prinz, sein Sohn, und alle Herren priesen Gott über den schönen Tag, den er ihnen gesandt hatte, da eine Hand voll Menschen, wie sie es im Vergleiche mit den Franzosen waren, eine so große Masse besiegt hatte.

Eduard war gerührt über den Tod des tapferen Königs von Böhmen und der Ritter, die an seiner Seite gefallen waren. Er befahl daher auch, daß ihm große Ehren erwiesen würden.

Am folgenden Tage ließ der König von England die Leichen aller der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Großen sammeln und sie in ein Kloster Namens Maintenay bringen, das sich in der Nähe von Crècy befand, und wo sie in geweihter Erde begraben wurden. Hierauf ließ er bekannt machen, daß er einen Waffenstillstand von drei Tagen gewähre, um das Schlachtfeld von Crècy zu besuchen und die Todten zu begraben. Hierauf zog er nach Montreuil am Meere, während seine Marschälle Hesdin, Vaubie und Sornes überfielen, die sie verbrannten, wie um neue Beweise ihres Vorüberkommens zurückzulassen.

Am folgenden Donnerstage befand sich Eduard vor der Stadt Calais, wo wir ihn sogleich wiederfinden werden.

Wie wir gesagt haben, war der König Philipp während dieser Zeit in Amiens angekommen, und hatte ein Haus bezogen, das zu der Abtei Gard gehörte.

Der König Philipp VI. wußte noch nicht, wie viele

Edle, und ſelbſt von ſeinem Blute, bei Crècy gefallen waren.

Am Sonntag Abend erfuhr er die Wahrheit.

Sein Schmerz war groß, als er den Tod ſeines Bruders, des Grafen von Alençon, ſeines Neffen, des Grafen von Blois, ſeines Schwagers, des Königs von Böhmen erfuhr.

Alles, was nur in ſeinem Innern zu leiden vermogte, erbebte ſchmerzlich bei dieſen Nachrichten.

Indem er zu der Quelle ſeiner Niederlagen zurückging, fand der König, daß Meſſire Godemart du Fay, der den Uebergang von Blanche Tache ſo ſchlecht vertheidigt hatte, die erſte Urſache davon wäre.

Nun folgte ein großer Zorn ſeinem großen Schmerze, und er dachte an nichts Geringeres, als ihn henken zu laſſen, was ohne allen Zweifel geſchehen wäre, wenn Meſſire Johann von Hennegau nicht ſeinen Einfluß auf den König angewandt hätte, um den Hauptmann zu entſchuldigen und ihm verzeihen zu laſſen.

— Sire, ſagte Johann von Hennegau, wie hätte Meſſire Godemart du Fay der geheimnißvollen Macht der Engländer widerſtehen können, da die Blüthe Eurer Ritterſchaft ihnen nicht hat die Spitze bieten können.

— Das iſt wahr, antwortete der König, und er begnadigte ihn.

Hierauf ließ er das Leichenbegängniß ſeiner Verwandten, eines nach dem andern begehen, und verließ die Stadt Amiens, um nach Paris zurückzukehren, indem er

alle die ſeiner Krieger beurlaubte, welche den 25. Auguſt 1346 überlebt hatten.

Als Philipp in Paris ankam, hatte Eduard bereits Calais belagert.

IX.

Eduard konnte auf so gutem Wege nicht stehen bleiben. Von diesem Augenblicke an mußte er glauben, daß Frankreich sein gehöre, und er glaubte es in der That.

Er begann daher Calais zu belagern, wie wir es so eben gesagt haben.

Die Bewachung von Calais war einem tapferen Burgundischen Hauptmanne, Namens Johann von Viennes anvertraut, der tapfere Ritter, wie Arnold von Audrehen, Messire Johann von Surice, Messire Beaudoin de Bellebronne, Messire Gottfried de la Mot, Messire Pepin von Were und noch Andere um sich hatte, welche nicht die Leute waren, um eine Festung zu übergeben.

Eduard hatte eingesehen, daß diese Belagerung lange dauern würde, und war daher auch nicht unschlüssig über die Art und Weise, wie er sie anzugreifen hätte.

Digitized by Google

Er ließ ganz einfach vor Calais für sich und für sein Heer eine wahre Stadt erbauen, wie als ob er dort zehn bis zwölf Jahre hätte bleiben müssen. Diese neue Stadt befand sich zwischen der Stadt, dem Flusse und der Brücke von Meulai.

Die in Straßen geordneten Häuser waren gut und gehörig mit Stroh gedeckt, denn der Entschluß Eduards war, dort im Sommer wie im Winter zu bleiben, bis daß Calais sich ihm ergeben hätte.

Die Stadt wurde getauft und von Eduard Villeneuve la Hardin genannt.

Alles was für sein Heer nöthig war, befand sich darin, und am Mittwoch und am Sonnabend jeder Woche fand ein Markt auf einem dazu bestimmten Platze statt.

Auf diesem Markte war Alles zu kaufen, von dem Fleische und dem Brode an, bis zu dem Tuche und den Krämerwaaren.

Alle diese Vorräthe und Lebensmittel kamen zur See von England oder von Flandern, und während dieser Zeit, wie um nicht aus der Uebung zu kommen, plünderten die Leute des Königs von England die Gegend ein Wenig.

Mit jedem Tage machten sie einen neuen Ausflug, entweder in die Grafschaft Guines, oder bis an die Thore von Saint Omer und von Boulogne, und kehrten niemals ohne eine sehr anständige Beute zurück.

Uebrigens dachte Eduard keinen Augenblick daran, Calais angreifen zu lassen, er wußte zu gut, daß das

vergebene Mühe wäre und daß er vergebens daran arbeiten würde. Er wollte es durch den Hunger nehmen. Das dauerte lange, war aber sicher.

Eine einzige Sache würde ihn zu kämpfen bestimmt haben, nämlich wenn der König Philipp VI. selbst gekommen wäre, um die Belagerung aufzuheben.

Als Johann von Vienne bemerkte, welches Mittel Eduard gewählt hatte, sah er auf der Stelle ein, daß, je weniger Verzehrende in der Stadt wären, desto länger sie sich halten würde.

Dem zu Folge befahl er, daß alle die, welche keine Mittel des Bestehens hätten, Calais verlassen sollten, und am selben Abende verließen siebenzehn Hundert Personen, sowohl Männer, als Frauen und Kinder die Stadt.

Diese Schaar verweilte an den Thoren der Stadt und wagte nicht, weiter zu gehen. Sie schwankte nicht zwischen dem Tode vor Elend und Hunger, oder in dem Englischen Lager getödtet zu sterben, und zog den ersten Tod dem zweiten vor.

Dieser Auszug war indessen Eduard nicht entgangen.

Er ließ diese Leute fragen, weshalb sie sich so vor dem Thore ihrer Stadt befänden, und nicht in dieselbe zurückkehrten.

Sie antworteten dem Abgesandten des Königs von England die Wahrheit.

Nun ließ dieser ihnen sagen, daß sie in sein Lager kommen könnten, daß er ihnen das Leben und freien Durchzug ließe, und daß sie ihren Lebensunterhalt anderswo suchen könnten.

Digitized by Google

Sie zögerten ein Wenig; aber endlich entſchloſſen ſich Einige, und die Andern folgten ihnen.

Eduard that gern mehr, als er verſprach.

Statt daher bei dem ſtehen zu bleiben, was er verſprochen hatte, gab er alle dieſen Leuten reichlich zu eſſen und zu trinken, ſchenkte jedem zwei Eſterlinge, und ſie ſchieden, verwundert über die Großmuth dieſes feindlichen Königs.

Wir wollen Eduard ein Wenig vor Calais laſſen, wo er aller Wahrſcheinlichkeit nach lange bleiben wird, und wollen ſehen, was ſich während dieſer Zeit in Frankreich, in England und in Schottland zutrug.

Frankreich hatte bei Crècy einen jener Stöße erhalten, welche ein Reich gewaltig erſchüttern, und die es lange auf ſeiner Grundlage wanken laſſen, bevor es ſein Gleichgewicht wiederfindet.

Seit dieſer Niederlage ſchien König Philipp VI. wahnſinnig. Er war ſo wenig auf dieſe unermeßliche und zugleich blitzesſchnelle Niederlage gefaßt, daß er nicht mehr recht wußte, auf welcher Seite er dieſen doppelten Ueberfall zuerſt zurückſchlagen müßte; denn, wie man ſich erinnern wird, führte der Graf von Derby auf der andern Seite von Frankreich ſo ziemlich das Nämliche aus, was ſein huldreicher König in der Normandie gethan hatte.

Da indeſſen bis dahin der ernſtlichſte Sieg auf der Seite des Königs von England ſtattgefunden hatte, ſo gedachte Philipp diejenigen zu ſich zurückzuberufen, die ihn am Beſten gegen Eduard vertheidigen könnten, und er ließ ſeinem Sohne, dem Herzoge von der Normandie, welcher

die Engländer in Aiguillon angriff, wie dieſe die Franzoſen in Calais angriffen, ſagen, nach Paris zurückzukehren; denn man muß ſich erinnern, daß der Herzog geſagt hatte, daß er nur auf Befehl ſeines Vaters zurückkehren würde.

Es war Zeit.

Philipp von Burgund, der Sohn Eudes von Burgund, der Vetter des Herzogs von der Normandie, ein junger Ritter voll Gewandtheit und Tapferkeit, war zu den Franzoſen vor Aiguillon geſtoßen.

Ungefähr am 15. Auguſt hatte ein Scharmützel ſtattgefunden, an welchem er Theil genommen hatte, und da er ein feuriges und ſchwer zu bändigendes Pferd ritt, hatte er ihm die Sporen in den Leib gedrückt und war davon geſprengt.

Das Pferd war mit ihm durchgegangen, und indem es über einen Graben ſetzte, waren Thier und Reiter zu Boden gerollt und das Pferd allein wieder aufgeſtanden.

Dieſer Todesfall hatte einen gewaltigen Eindruck auf den Herzog von der Normandie gemacht, der ſeinen Vetter ſehr liebte, und er war ſehr entmuthigt, als ihm die Nachrichten von Crècy mit dem Befehle des Königs zukamen, der ihn nach Paris zurückberief.

Der Befehl war förmlich, wie wir bereits geſagt haben; Philipp berief ſeinen Sohn nicht allein zurück, ſondern befahl ihm auch noch, die Belagerung aufzuheben; er theilte ihm den Tod ſeiner bei Crècy gefallenen Verwandten mit, und ſagte ihm endlich, daß der Thron

ohne Verzug des Beiſtandes Aller und zuerſt des ſeinigen bedürfe.

Inzwiſchen verſammelte der Herzog die Grafen und die Barone, die mit ihm waren, indem er ſie fragte, ob keine Feigheit darin läge, eine Belagerung aufzugeben, die bis auf den Tod zu behaupten ſie geſchworen hatten.

Alle waren der Meinung, daß er unter ſolchen Umſtänden vor allen Dingen dem Könige, ſeinem Vater, gehorchen müßte, und daß der Befehl, den er erhalten hätte, ihn ſeines Schwures entbände.

Nun wurde beſchloſſen, daß man am folgenden Tage aufbrechen und nach Frankreich zurückkehren wollte.

Man denke ſich das Erſtaunen derer, welche ſich in Aiguillon befanden, als ſie am folgenden Morgen die Belagerer ihre Zelte abbrechen, ihr Gepäck zuſammenraffen und ſich in einer der Stadt entgegengeſetzten Richtung auf den Marſch begeben ſahen.

Als Walter von Mauny das ſah, befahl er, daß man ſich rüſte, und daß man zu Pferde ſtiege, denn ſeine Meinung war nicht, die Belagerer ſo abziehen zu laſſen, ohne von ihnen Rechenſchaft über ihre Belagerung zu verlangen.

Nun zogen die von Aiguillon, Walters Banner an ihrer Spitze, aus der Stadt und fielen über den Feind her, bevor er ſein Lager noch gänzlich abgebrochen hatte, und während er noch mit ſeinen Vorbereitungen zum Aufbruche beſchäftigt war.

Wir haben nicht nöthig, hinzuzufügen, daß dieſer Ausfall vollkommen gelang, und daß die Engländer, nach-

dem ſie zur Rechten und zur Linken getödtet hatten, mehr als ſechzig Gefangene in ihre Feſtung zurückführten.

Unter dieſen Gefangenen befand ſich ein angeſehener Ritter der Normandie, ein Vetter des Herzogs, deſſen Namen die Geſchichte nicht aufbewahrt hat, und den Walter von Mauny fragte, aus welchem Grunde der Herzog von der Normandie die Belagerung auf dieſe Weiſe aufhöbe.

— Ich weiß es nicht, antwortete der Ritter.

— Wie kömmt es, daß Ihr es nicht wißt, antwortete Walter von Mauny, Ihr, der Ihr ein Verwandter und Rath des Herzogs ſeid?

— Der König von Frankreich hat ſeinen Sohn zurückberufen, ſagte der Ritter lakoniſcher Weiſe.

— Aber dieſe Zurückberufung hat einen Grund, ſagte Walter.

— Ja.

— Welchen?

Der Ritter zögerte, denn man wußte in Aiguillon die Niederlage von Crècy nicht, und er ſchämte ſich, ſie ihnen mitzutheilen.

— Sagt an, Meſſire, begann Walter von Mauny wieder, der bei dieſem Zögern irgend ein neues, Frankreich zugeſtoßenes Unglück errieth, und der, wie man ſich wohl denken wird, darauf hielt, es kennen zu lernen, ſagt an, ſeid offenherzig. Wir ſind vielleicht beſtimmt, lange mit einander zu leben. Ihr ſeid mein Gefangener, und die Nachricht, welche ich von Euch erwarte, wird vielleicht die Hälfte Eures Löſegeldes bezahlen, was

nicht zu verſchmähen iſt, Meſſire, denn in den Zeiten, in denen wir leben, bereichert dieſes arme Frankreich ſeine Ritter nicht.

— Wohlan! erwiderte der Gefangene, die Engländer und die Franzoſen, der König Eduard und der König Philipp, ſind auf einander geſtoßen.

— Ah! wahrhaftig, und wo das?

— Bei Crècy in Ponthieu.

— Und der König Eduard?

— Iſt Sieger geweſen, äußerte der Ritter mit einem Seufzer.

— Und was iſt aus ihm geworden? fuhr Walter mit einem Lächeln fort.

— Er hat Calais belagert und geſchworen, nicht eher abzuziehen, als bis er die Stadt genommen hätte.

— Habt Dank für dieſe gute Nachricht, Meſſire, rief Walter von Mauny aus.

Und er meldete ſeinen Leuten das, was ihm ſein Gefangener ſo eben mitgetheilt hatte.

Am folgenden Tage kam Walter von Mauny zu ſeinem Gefangenen, und ſagte zu ihm:

— Meſſire, wieviel könnt Ihr für Euer Löſegeld bezahlen?

— Drei Tauſend Thaler, ſagte dieſer.

— Hört, erwiderte Walter, ich weiß, daß Ihr von dem Blute des Herzogs von der Normandie und ſehr von ihm geliebt ſeid. Ihr würdet daher das Löſegeld bezahlen, das ich von Euch verlangte, aber ich will kein Löſegeld von Euch, und Ihr werdet ohne das frei ſein.

Der Ritter blickte Walter voll Erſtaunen an.

—Noch heute, begann dieſer wieder, werdet Ihr Aiguillon verlaſſen, nachdem Ihr mir Euer Wort gegeben habt, das zu thun, was ich von Euch verlangt haben werde.

—Sprecht, Meſſire.

—Wohlan! es iſt lange her, daß ich von dem Könige von England getrennt bin, den ich liebe, wie als ob ich ſein Sohn wäre, den ich liebe, wie Ihr den Herzog von der Normandie liebt, und den ich wiederſehen will. Ich habe hier Nichts mehr zu thun, aber ich kann mich nicht ohne einen Geleitsbrief zu dem Könige Eduard begeben, und ich kann mich nicht ganz allein auf den Weg machen. Hier iſt Alles, was Ihr thun werdet, Meſſire, oder vielmehr was ich Euch zu thun bitte. Ihr werdet von dem Herzoge von der Normandie dieſen Geleitsbrief für mich und für zwanzig Mann verlangen, ihn mir überbringen und frei ſein. Ihr habt dazu einen Monat. Wenn Ihr in einem Monate dieſes Papier nicht habt erlangen können, fuhr Walter lächelnd fort, ſo werdet Ihr es wie Regulus machen, Meſſire, Ihr werdet zurückkehren, um Eure Feſſeln wieder zu übernehmen; aber, ſeid unbeſorgt, wir werden minder grauſam, als die Karthaginenſer ſein. Iſt das abgemacht?

—Rechnet auf mich, antwortete der Ritter, ich ſchwöre Euch, dieſen Geleitsbrief zu überbringen, oder mich wieder als Gefangener zu ſtellen.

—So geht denn, Meſſire, ſagte Walter, Ihr ſeid frei.

Einen Monat nachher brachte der Ritter nach Aiguillon den Brief zurück, den Mauny von ihm verlangt hatte, und der ihm auf ſein erſtes Geſuch von dem Herzoge von der Normandie bewilligt worden war.

Gleich am folgenden Tage machte ſich Walter mit ſeiner kleinen Schaar auf den Weg, nachdem er den Ritter ſeines Löſegeldes entbunden erklärt hatte.

X.

Im Vertrauen auf ſeinen Geleitsbrief, verhehlte Walter ſeinen Namen nirgends, und wenn er angehalten war, zeigte er ſeinen Brief vor und ging weiter.

Indeſſen in Saint Jean d'Angely angekommen, fand Walter einen minder nachgibigen Hauptmann, als die andern, und der, ſei es nun, daß er kein großes Vertrauen zu dieſem Geleitsbriefe hatte, oder daß er ihn auf eine beſondere Weiſe auslegte, den Ritter und die zwanzig Mann, welche ihn begleiteten, als Gefangene zurückbehalten wollte.

Das war Walters Sache nicht, denn er hatte nicht die Macht, Widerſtand zu leiſten. Er mußte daher mit dem Hauptmanne unterhandeln, der ſehr hartnäckig ſchien.

Er wollte ſich indeſſen gern überzeugen laſſen, aber unter der Bedingung, daß Walter ſiebenzehn ſeiner Leute als Geiſeln zurückließe, und nur drei mit ſich nähme.

Digitized by Google

Er mußte es ſich wohl gefallen laſſen, vorbehaltlich eines Tages mit zwei Tauſend Mann zurückzukehren, um ſeine ſiebenzehn Gefährten wieder zu nehmen, wenn es kein anderes Mittel gäbe, ſie zu befreien.

Walter willigte in das ein, was der Hauptmann von ihm verlangte, und begab ſich mit ſeinen drei Mann wieder auf den Weg.

Das ließ unſern Reiſenden überlegen, und er fing an, weit vorſichtiger zu ſein. Aber ſeine Vorſicht ſollte ihm keine großen Dienſte leiſten, denn in Orleans angelangt, fand er einen noch weit weniger nachgibigen Hauptmann, als die andern, und der dieſes Mal, welche Gründe ihm Walter auch angeben mogte, auf Nichts hören wollte, und indem er die Briefe des Herzogs von der Normandie für ungiltig hielt, Walter und ſeine drei Mann ohne Umſtände zu Gefangenen machte.

Aber das war nicht Alles.

Die vier Gefährten wurden nach Paris geſandt, und Meſſire Walter von Mauny als einer von denen, welche Frankreich das meiſte Uebel zugefügt hatten, im Chatelet gefangen geſetzt.

Das war traurig.

Indeſſen von dem in Kenntniß geſetzt, was ſich zutrug, ging der Herzog von der Normandie zu dem Könige und ſagte zu ihm:

— Mein Vater, es hat eine ungerechte Verhaftung ſtattgefunden.

— Gegen wen? fragte Philipp.

— Gegen Meſſire Walter von Mauny.

Der König blickte seinen Sohn an.

— Walter von Mauny, sagte er zu ihm, einer der Hauptleute des Königs von England?

— Ja, Sire.

— Aber dieser Mann ist ein guter Fang, wie mir scheint, und er hat uns genug Uebles zugefügt, als daß wir ihn nicht als Gefangenen zurückbehalten, angenommen, daß wir uns mit dieser Züchtigung begnügen.

— Sire, erwiderte der Herzog, Messire Walter von Mauny ist nicht mit den Waffen in der Hand zum Gefangenen gemacht worden, sondern als er sich ruhig zu dem Könige, seinem Herrn, und mit einem von mir unterzeichneten Geleitsbriefe begab.

— Und wie kömmt es, daß Sire Walter von Mauny einen von Euch unterzeichneten Geleitsbrief hatte? fragte der König.

— Walter von Mauny, gnädiger Herr, hatte einen tapferen Ritter meines Heeres zum Gefangenen gemacht, als wir vor Aiguillon standen. Er hat nur diesen Geleitsbrief als ganzes Lösegeld verlangt, und ich habe ihm denselben gegeben. Ihr seht wohl, mein Vater, daß dieser Ritter in Freiheit gesetzt werden muß, sonst würde ich ein unrechtschaffener Fürst sein und mein Wort gebrochen haben, was nicht der geringste Unterthan, um wie viel weniger der Sohn des Königs von Frankreich thun darf.

— Das ist möglich, antwortete Philipp, aber in Kriegszeiten ist jeder Fang rechtmäßig, besonders wenn es sich um einen so gefährlichen Mann als den handelt,

von dem Ihr mir ſprecht. Unſer Gegner Eduard III. machte nicht ſo viel Umſtände.

— Sire, erwiderte der Herzog, der König Eduard III. hat ſiebenzehn Hundert Bewohnern von Calais das Leben gerettet, die Johann von Vienne aus Calais fortgeſchickt hatte, und die ohne den König von England vor Hunger und vor Kälte geſtorben wären.

Philipp VI. antwortete nicht.

— Mein Vater, begann nun der Herzog wieder, es iſt keine Gnade, ſondern Gerechtigkeit, welche ich verlange. Dieſer Mann muß in Freiheit geſetzt werden.

— Und nach welchem Rechte muß er das?

— Nach dem Rechte, daß er freier Weiſe reiſte, indem er auf mein Wort reiſte.

— Wartet bis wir geſtorben ſind, Meſſire, ſagte nun der König, und Ihr werdet, wenn es Euch gut dünkt, allen Euren Feinden Geleitsbriefe geben, damit ſie unſer ſchönes Frankreich, das dann das Eurige ſein wird, nach Gefallen plündern und ſengen; ſo lange ich aber leben werde, werde ich darin thun, was mir gut dünkt. Was dieſen Walter von Mauny anbetrifft, ſo wird er nicht allein nicht frei werden, ſondern ſterben, wie Cliſſon und Malestroit geſtorben ſind, und wie alle die ſterben werden, welche dem Glücke und der Ruhe unſeres Reiches geſchadet haben, ſobald Gott ſie mir überliefern wird.

Der Herzog von der Normandie wurde bleich.

— Es iſt gut, mein Vater, antwortete er kalt.

— Außerdem, fügte der König hinzu, wird es ein guter Bundesgenoſſe für Eduard weniger ſein.

— Und ein guter Bundesgenosse weniger für den König Philipp VI.

— Was wollt Ihr damit sagen?

— Ich will damit sagen, gnädiger Herr, daß, so lange als Walter von Mauny nicht für seinen König wird kämpfen können, der Herzog von der Normandie nicht für den seinigen kämpfen wird.

Nun war an dem Könige die Reihe zu erbleichen.

— Mein Sohn verläßt mich? sagte er.

— Euer Sohn verläßt Euch nicht, gnädiger Herr, sondern Euer Sohn will, daß Jedermann weiß, daß er sich eine glänzende Strafe jedes Mal auferlegen wird, wo er sein Wort gegeben hat und es nicht halten könnte. Ich werde nicht allein mich nicht gegen den König von England rüsten, sondern auch noch alle diejenigen davon abwendig machen, die ich vermag.

— Ein Verrath!

— Für einen Verrath, ja, mein Vater.

Philipp stand auf, und der Herzog, nachdem er sich verbeugt hatte, schickte sich an, Abschied von ihm zu nehmen.

— Was wollt Ihr thun? sagte der König.

— Gnädiger Herr, ich gehe, Euer Hotel zu verlassen, um Messire Walter von Mauny selbst das mitzutheilen, was sich so eben zugetragen hat, und ich werde nur an dem Tage zurückkehren, wo er frei ist.

Der Herzog von der Normandie entfernte sich nun, indem er Philipp VI. in einem großen Zorne zurückließ.

Digitized by Google

Die Sache machte großes Aufſehen, denn der Herzog gab ſich nicht die Mühe, ſie zu verheimlichen.

Der König ſchien indeſſen nicht anderen Sinnes zu werden.

Es wurden freilich keine Todesvorbereitungen getroffen.

Endlich wurde Philipp VI. dermaßen berathen, daß er am Ende die Freilaſſung Walters von Mauny befahl.

Nun ſandte er einen Ritter aus dem Hennegau, Namens Meſſire Manſart von Eme an ſeinen Sohn ab, um ihm zu ſagen, daß er nach dem Louvre zurückkehren könnte, und daß ſein Beſchützter frei wäre.

Das war nicht genug für den Herzog.

Er ließ dem Könige antworten, daß er nur von Walter von Mauny begleitet zu ihm zurückkehren würde, dem er ſelbſt ſagen müßte, was er geſagt und gethan hätte, als er ſeine Gefangenſchaft erfuhr.

Philipp willigte darein.

Walter von Mauny verließ das Gefängniß, und der Herzog von der Normandie führte ihn nach dem Hotel Nesle, wo ſich der König befand.

—Sire, ſagte der Herzog zu ſeinem Vater, wollt Meſſire Walter von Mauny ſagen, daß ich einen großen Antheil an ſeiner ungerechten Verhaftung genommen habe, daß ich einen Augenblick lang das vergeſſen habe, was ich meinem Vater und meinem Könige ſchuldig war.

—Das iſt wahr, antwortete Philipp VI., und er reichte dem Herzoge die Hand. Ich will daher auch nicht, fuhr er fort, indem er ſich an Walter wandte, daß Ihr

uns verlaßt, Meſſire, ohne von unſerem großen Bedauren, Euch ſo lange behalten zu haben, überzeugt zu ſein. Schreibt dieſe Gefangenſchaft nur Eurem großen Rufe der Tapferkeit zu, die anzuerkennen uns ein Vergnügen macht.

Am ſelben Abende aß Walter im Hotel von Nesle mit dem Könige, dem Herzoge von der Normandie und andern der vornehmſten Großen von Frankreich zu Mittag.

An dem Ende des Mahles nahm Philipp Kleinodien, die an Tauſend Gulden werth waren, und indem er ſie Walter anbot, ſagte er zu ihm:

— Meſſire, nehmt dieſe Geſchenke an, die wir Euch machen wollen, und die Ihr zum Andenken an uns bewahren werdet.

— Ich nehme ſie zu Ehren des Königs an, der ſie mir anbietet, antwortete Walter, aber ich gehöre nicht mir an, Sire, ich gehöre dem Könige von England an, und kann ſie daher nur bedingungsweiſe annehmen. Wenn mein Fürſt mich bevollmächtigt, dieſe Geſchenke zu behalten, ſo werde ich ſie behalten, gnädiger Herr; wo nicht, ſo werde ich ſie zurückſenden laſſen, indem ich dabei das Andenken an Eure Gerechtigkeit und an Eure Großmuth bewahre.

— Ihr ſprecht als biederer Ritter, ſagte Philipp, und dieſe Sprache gefällt mir. So geht denn, Meſſire, und Gott nehme Euch in ſeinen Schutz.

Nun nahm Walter Abſchied von dem Könige und von dem Herzoge von der Normandie, und einige Zeit lang nachher langte er im Hennegau an. Er blieb drei

Tage lang in Valenciennes, worauf er ſich wieder auf den Weg begab und vor Calais anlangte, das immer noch in demſelben Zuſtande war.

Walter wurde von den Grafen, den Baronen und dem Könige mit großer Freude empfangen, dem er das erzählte, was ihm ſeit ſeiner Abreiſe von Aiguillon begegnet war, und der zu ihm ſagte, nachdem er die Kleinodien geſehen hatte, mit denen der König von Frankreich ihm ein Geſchenk gemacht hatte:

— Meſſire Walter, Ihr habt uns bis auf den heutigen Tag immer rechtſchaffener Weiſe gedient, und wir hoffen, daß Ihr uns auch noch fernerhin eben ſo dienen werdet. Sendet dem Könige von Frankreich dieſe Geſchenke zurück; Ihr habt keinen Grund, ſie zu behalten. Wir haben Gott ſei Dank genug für uns und für Euch, und unſer Wille iſt, Euch reichlich für Alles das zu belohnen, was wir Euch ſchuldig ſind.

— Habt Dank, gnädiger Herr, antwortete Walter, es ſoll geſchehen, wie Ihr es wünſcht.

Indem der Ritter nun die Geſchenke zuſammenraffte, welche er von dem Könige Philipp erhalten hatte, gab er ſie Meſſire Manſart und ſagte zu ihm:

— Kehrt zu dem Könige zurück, ſagt ihm, daß ich ihm von Herzen für die ſchönen Geſchenke danke, die er mir gemacht hat; daß es aber dem Könige von England nicht angenehm wäre, wenn ich ſie behielte; daß ich ſie dem zu Folge ihm zurückſende, indem ich ihn von Neuem bäte, von meiner Dankbarkeit überzeugt zu ſein.

— Gut, ſagte Manſart, der ein Vetter Walters war.

Digitized by Google

Und er brach ſogleich von Calais auf.

Einige Tage nachher übergab er die Kleinodien dem Könige, der zu ihm ſagte:

— Ich will ſie nicht zurücknehmen, ſie ſind in den Händen eines zu guten und biederen Ritters. Behaltet ſie daher, Meſſire, als Andenken an mich und an Euren edlen Vetter, Walter von Mauny.

XI.

Man wird ſich erinnern, daß der Graf von Derby ſich die ganze Zeit über in der Stadt Bordeaux aufgehalten hatte.

Sobald er den Aufbruch des Herzogs von der Normandie erfuhr, ergriff ihn die Luſt, einen kleinen Zug nach Poitou zu unternehmen, und da ihn Nichts zurückhielt, ſo erließ er ſogleich ſeine Befehle, denen Folge zu leiſten der Sire von Labret, der Sire von l'Espare, der Sire von Roſem, Meſſire Ayhmon von Tarſte, der Sire von Mucident, der Sire von Panniers, der Sire von Danton, der Sire von Languerem und Andere ſich beeilten.

Der Graf von Derby verſammelte auf dieſe Weiſe zwölf Hundert Lanzen, zwei Tauſend Bogenſchützen und drei Tauſend Fußſoldaten.

Digitized by Google

Alle dieſe Leute gingen zwiſchen Bordeaux und Blayes über die Garonne, und ihre Eroberungen begannen.

Es war zuvörderſt Mirebeau, die Hauptſtadt des kleinen Bezirkes von Mirebalues in Poitou.

Dann Annecy, dann Surgères, dann Benon, und ſie hielten erſt an dem Schloſſe von Marant an, wo ſie Nichts auszurichten vermogten, was ſie zwang, wieder nach Mortaigne ſur Mer in Poitou zurückzugehen, wo ſie einen großen Kampf lieferten, der ſich gut für ſie endigte; hierauf rückten ſie gegen Luſignan, von dem ſie die Stadt verbrannten, und von dem der Graf von Derby verſichert, das Schloß genommen zu haben, dem Froiſſard widerſpricht.

In Taillebourg wurde einer ihrer Ritter getödtet, was ſie dermaßen erzürnte, daß ſie alle die der Stadt tödteten und weiter zogen, um vor Saint Jean d'Angely zu kommen.

Die ganze Gegend war über die Ankunft des Grafen ſo erſchreckt, daß alle Bewohner des Landes wie das gefallene Laub vor dem Herbſtwinde vor ſeiner Ankunft entflohen.

Die Ritter von Poitou und von Saintonge hielten ſich in ihren Schlöſſern, ohne irgend einen Anſchein, daß ſie gegen die Engländer kämpfen wollten.

Wie wir geſagt, war der Graf alſo vor Saint Jean d'Angely angelangt, wo, wie man ſich erinnern muß, die ſiebenzehn Mann Walters von Mauny als Gefangene geblieben waren, wovon der Graf unterrichtet worden

war, und wofür er eine tüchtige Genugthuung zu nehmen gedachte.

Als die Engländer einen erſten Sturm ausgeführt und ſich in ihr Lager zurückgezogen hatten, um ſich auszuruhen und am folgenden Tage von Neuem zu beginnen, befanden ſich die von Saint Jean d'Angely, welche weder Soldaten, noch Knappen, noch Ritter hatten, um ihnen beizuſtehen, die Stadt zu bewachen und die Bürger zu berathen, in großer Noth, indem ſie mit Recht fürchteten, ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Eigenthum zu verlieren und ſich ſelbſt ins Verderben zu ſtürzen.

Aus dieſer allgemeinen Furcht ging hervor, daß der Maire der Stadt, Namens Wilhelm von Riom, dem Grafen von Derby einen Vergleich anbieten wollte, und deshalb an genannten Grafen einen Boten abſandte, welcher von ihm einen Geleitsbrief für ſechs Bürger der Stadt verlangen ſollte, die beauftragt wären, die Uebergabe mit ihm zu unterhandeln.

Der Graf bewilligte dieſen Geleitsbrief, der für die ganze Nacht und den folgenden Tag giltig war.

Am folgenden Morgen kamen alſo die ſechs Bürger frühzeitig zu dem Grafen von Derby, den ſie in ſeinem Pavillon fanden, als er ſo eben die Meſſe gehört hatte.

—Nun denn, meine Herren, ſagte der Graf zu ihnen, welche Anerbietungen überbringt Ihr mir?

—Wir kommen, ſagte einer der Abgeordneten, zu verlangen, daß die Bewohner der Stadt ſich mit ihren

Kindern, ihren Frauen und ihrem Eigenthume zurückziehen können, indem sie die Stadt überliefern.

—Und wenn ich es ausschlage?

—Dann fragen wir Euch um Eure Bedingungen.

—Meine Bedingungen sind, sagte der Graf, daß sich die Stadt ohne Vertrag ergibt, indem sie sich auf uns verläßt.

—Das werden wir nicht annehmen, sagten die sechs Bürger, indem sie aufstanden, und wir werden den Sturm aushalten.

—Das steht Euch frei, meine Herren, sagte der Graf.

Und er stand gleichfalls auf.

—Das ist Euer letzter Wille? sagten die Abgesandten.

—Ja.

—So lebt denn wohl, Messire.

—Auf Wiedersehen, meine Herren, sagte der Graf lächelnd.

Und er nahm Abschied von den sechs Bürgern.

Diese schlugen den Weg nach der Stadt ein.

In dem Augenblicke, wo sie im Begriffe standen, das Englische Lager zu verlassen, versperrten ihnen ein Dutzend Soldaten den Weg, indem sie zu ihnen sagten:

—Vier von Euch sind unsere Gefangenen.

—Aber wir haben einen Geleitsbrief, sagten die erstaunten Bürger, und indem sie das sagten, zeigten sie den Geleitsbrief dee Grafen.

—Er ist unnöthig, sagten die Soldaten.

— Es ist also ein Verrath! riefen die Abgesandten aus.

— Wir wissen es nicht; aber wir haben den Befehl nur zwei von Euch hinauszulassen.

— Und von wem kömmt dieser Befehl?

— Von dem Grafen von Derby.

— Aber Ihr könnt uns vor ihn führen? sagte einer der Bürger.

— Ja.

— Dann führt uns zu ihm, denn wir werden mit einander bleiben oder gehen.

Die Soldaten führten die sechs Bürger zu dem Grafen.

— Was soll das bedeuten, Messire? sagten sie zu dem Grafen. Man verhaftet uns trotz Eurem Geleitsbriefe.

— Und man thut wohl daran, meine Herren.

— Und der Befehl kömmt von Euch?

— Von mir.

— Wollt uns erklären . . .

— Das ist sehr einfach. Vor einiger Zeit kam Sire Walter von Mauny mit zwanzig Mann durch Saint Jean d'Angely. Er war mit einem Geleitsbriefe des Herzogs von der Normandie für sich und die Seinigen versehen.

— Welche Beziehung hat das auf uns? fragten die Bürger.

— Ihr werdet sehen, fuhr der Graf fort; der Sire von Mauny wurde verhaftet, wie Ihr es seid; wie Ihr

es gethan habt, zeigte er seinen Geleitsbrief vor; aber wie für Euch, war er ihm ohne Nutzen. Man behielt siebenzehn Mann von den zwanzig zurück, die ihn begleiteten, und diese siebenzehn Mann befinden sich noch in Eurer Stadt.

—So daß . . .

—So daß ich es sehr natürlich gefunden habe, heute an Euch das zu thun, was Euer Maire einem der unsrigen gethan hat, und, indem ich ohngefähr rechnete, wie er gerechnet hatte, so habe ich nur zwei von Euch aus meinem Lager lassen wollen.

Darauf war Nichts zu antworten.

—Demnach ist es also eine Auswechselung, welche Ihr verlangt? sagte einer der Bürger.

—Die Auswechselung zuvörderst, und die Bedingungen, die ich Euch so eben auferlegte.

—Die Uebergabe der Stadt?

—Ohne Verpflichtung von unserer Seite.

Die Bürger beriethen sich.

—Nun denn, sagte der eine von ihnen, wir sind mit den Vollmachten der Stadt beauftragt, wir nehmen es an, da wir es nicht anders machen können. Laßt uns nach der Stadt zurückkehren, und die Bewohner von dem Vergleiche unterrichten, den wir abgeschlossen haben.

—Dazu habt Ihr nicht nöthig, zu sechs zu sein, und ein Einziger genügt. Die andern werden mit uns in die Stadt einziehen.

Es war keine Möglichkeit zurückzuweichen.

—Ihr werdet wohl begreifen, begann der Graf wie-

der, unſere ſiebenzehn Mann werden uns erſt zurückgeſandt werden, dann, wenn wir an dem Thore der Stadt erſcheinen, wird Euer Maire uns die Schlüſſel derſelben überbringen, und ſeine Unterwerfung im Namen Aller erklären. Dann, und erſt dann werden wir ſehen, was wir zu thun haben.

Einer der ſechs Abgeſandten kehrte nach Saint Jean d'Angely zurück und theilte die auferlegten Bedingungen mit, welche angenommen wurden.

Zwei Stunden nachher waren die ſiebenzehn Gefährten Walters von Mauny in das Engliſche Lager zurückgekehrt, und der Graf von Derby nahm im Namen des Königs von England Beſitz von der Stadt.

Nach acht Tagen des Aufenthaltes in Saint Jean d'Angely begaben ſich die Engländer wieder auf den Marſch und rückten gegen Niort, einer guten, wohlverſchloſſenen Stadt, deren Kommandant und Gebieter für den Augenblick ein tapferer Ritter, Meſſire Guichard d'Angle war.

Drei Stürme fanden ſtatt, welche den Engländern keinen Nutzen brachten.

Nun brachen ſie auf und zogen nach Poitiers, aber auf ihrem Wege nahmen ſie den Flecken Saint Maixent und tödteten alle die, welche ſich darin befanden, und indem ſie ſich ein Wenig links wandten, kamen ſie vor Montreuil Bonnine, und das war nicht ohne Grund, wie man es ſehen wird.

Es befanden ſich in dieſer Stadt mehr als zwei Hundert Münzer, welche die Münze des Königs ſchmiede-

ten und schlugen, was von keinem geringen Reize für den Grafen war.

Dieser ließ die Stadt auffordern, sich zu ergeben, aber die Stadt weigerte sich.

Glücklicher Weise waren die Engländer an diese Weigerungen gewöhnt und wußten, wie sie es anfangen müßten, um Genugthuung dafür zu erhalten.

Sie begannen die Belagerung, indem sie Bogenschützen vorrücken ließen.

Nach Verlauf einer Stunde wagte Niemand mehr sich bei der Vertheidigung zu zeigen, und am Abend war die Stadt genommen.

Alle Einwohner wurden getödtet.

Wir haben nicht nöthig zu sagen, was aus der Münze des Königs wurde.

Der Graf ließ eine Besatzung in dem Schlosse, und brach wieder nach Poitiers auf, das noch weit davon entfernt war.

Der erste Sturm war vergebens, und dennoch war die Stadt, wie Froissard sagt, nur von geringen Leuten besetzt, die im Kriege von wenig Nutzen waren.

Am folgenden Tage stiegen mehrere Ritter zu Pferde und schwärmten um die Stadt herum, indem sie einen Ort suchten, an welchem sie leichter angegriffen werden könnte.

Sie fanden einen Ort, der ihnen ziemlich geeignet für einen Versuch schien, und sie unterrichteten den Grafen davon, der nach gehaltenem Rathe beschloß, daß die Stadt am folgenden Tage auf drei Punkten angegriffen

werden ſollte, und das die Bogenſchützen an dem ſchwächſten angriffen.

Am folgenden Tage, welcher Mittwoch der 4. Oktober war, begann der dreifache Sturm mit Anbruch des Tages.

Die Einwohner von Poitiers hatten viel zu thun, denn ſie konnten nicht ſo von einem Punkte zu einem andern gehen und die drei gleich gut vertheidigen.

Männer, Frauen, Kinder und Greiſe, Alles mußte über die Klinge ſpringen.

Die Beute der Engländer war ungeheuer, denn außer dem Eigenthume der Einwohner befand ſich noch das der Bewohner des flachen Landes darin, die ſich nach Poitiers geflüchtet hatten, indem ſie ſich dort weit ſicherer, als auf dem Lande glaubten.

Klöſter, Schlöſſer, Kirchen, Alles wurde zerſtört, und der Graf ſelbſt, der ſich eilf bis zwölf Tage in der Stadt aufhalten wollte, konnte der Plünderung und der Zerſtörung nur dadurch Einhalt thun, daß er jeden mit dem Tode bedrohte, der ſich ihr noch ferner hingäbe.

Der Graf von Derby ſchickte ſich an, nach Calais zu gehen, indem er eine Spur von Feuer, Blut und Ruinen hinter ſich zurückließ.

Das ganze Land, durch welches er gezogen war, war öde, wie als ob es von dem Zorne des Herrn heimgeſucht geweſen wäre, und wie als ob der Graf auf ſeinem Zuge von einer Seuche gleich der unterſtützt geweſen wäre, welche Frankreich zwei Jahre ſpäter verheerte, und

von der wir vor dem Ende dieſer Geſchichte zu ſprechen haben werden.

Als der Graf ſich einige Tage in Poitiers aufgehalten hatte, verließ er es, ohne eine Beſatzung darin zurückzulaſſen, denn er wäre gezwungen geweſen, ſein Heer wieder zu verſtärken, ſo vieler Leute bedurfte die Stadt, um vertheidigt zu werden, und er kehrte in kleinen Tagemärſchen nach Saint Jean d'Angely zurück.

Der Graf ſchlug ſich außerordentlich gern, aber er liebte auch ſehr die Feſte und die Ruhe nach dem Kampfe.

In Saint Jean d'Angely erlangte er große Liebe der Bürger, der Damen und der Fräulein, denn er war kaum dahin zurückgekehrt, als er, wie in Bordeaux, zahlloſe Feſte und Bälle gab, und ſich da Anhänger machte, wo er einige Tage zuvor Feinde hatte.

Er führte in ſeinem Gefolge eine unermeßliche Beute an Gold, Edelſteinen und Schmuckſachen mit ſich, wovon er einen Theil unter die Damen und Fräuleins von Saint Jean d'Angely austheilte, was nicht wenig dazu beitrug, ein günſtiges Andenken an ſich in den Gemüthern der weiblichen Bevölkerung zurückzulaſſen, ſo daß ſie ſagten, daß es unmöglich wäre, einen edleren Fürſten auf einem Pferde reiten zu ſehen.

Endlich nach vielen Bällen, Mittag- und Abendeſſen, befahl der Graf ſeinen Leuten den Aufbruch, ließ den Maire und die Bewohner der Stadt die bereits einmal geleiſteten Eide der Treue wiederholen, und zog nach der Stadt Bordeaux.

Dort angelangt, verabſchiedete er alle ſeine Krieger, indem er ihnen ſehr für ihre guten Dienſte dankte.

Kurz nachher ſchiffte er ſich ein und ging nach England, bevor er ſich zu Eduard begab und ihm Rechenſchaft über ſeinen glücklichen Feldzug ablegte.

Wir wollen einen Augenblick Frankreich verlaſſen und ſehen, was ſich in Schottland zutrug, denn wir nahen dem Ende unſeres Buches, und die Ereigniſſe führen uns nach dem Vaterlande Robert Bruce's zurück.

Digitized by Google

XII.

Bevor er also nach Calais ging, verweilte der Graf von Derby einige Zeit lang in England.

Briefe, welche er von Eduard III. empfing, baten ihn, sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was sich in London zutrüge, und was er von einem bevorstehenden Schottischen Einfalle glauben müßte, von dem der König hatte sprechen hören, und den die Boten der Königin Philippine hatten vermuthen lassen.

Sagen wir sogleich, daß Schottland in einem ziemlich armseligen Zustande war.

Sehen wir hier, wie sich Walter Scott über diesen Gegenstand ausdrückt:

„Zu einer Zeit, in welcher alle Fragen durch den kräftigsten Arm und das längste Schwert entschieden wurden, gab es keine Zuflucht noch Schutz mehr in den Ge-

Digitized by Google

ſetzen. Man bebaute den Boden nicht mehr, da aller Wahrſcheinlichkeit nach der Mann, der ihn beſäet hätte, die Ernte davon nicht hätte einſammeln können. Wenig religiöſe Gefühle erhielten ſich bei einer ſo gewaltthätigen Ordnung der Dinge, und das Volk wurde ſo vertraut mit ungerechten und blutdürſtigen Handlungen, daß alle Geſetze der Menſchlichkeit und der chriſtlichen Liebe ohne Bedenklichkeit übertreten wurden. Unglückliche wurden, vor Hunger geſtorben, mit ihren Familien in den Wäldern gefunden, und das Land war ſo entvölkert und ſo unangebaut, daß die ſcheuen Hirſche die Wälder verließen, und ſich den Städten und den Wohnungen der Menſchen näherten. Ganze Familien waren darauf beſchränkt, Kräuter zu eſſen, und andere fanden, wie man ſagt, eine noch weit gräßlichere Nahrung in dem Fleiſche ihrer Mitmenſchen. Ein Elender ſtellte Fallen, in denen er menſchliche Geſchöpfe wie wilde Thiere fing und ſich davon nährte. Dieſer Kannibale war Chriſtian von dem Haken genannt, wegen des Hakens, den er bei ſeinen abſcheulichen Fallen anwandte.

Unter allen dieſen Schaudern, fährt der hiſtoriſche Romantiker fort, ließen die Schottiſchen und Engliſchen Ritter, wenn irgend ein Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen ſtattfand, Turniere und andere ritterliche Uebungen auf die Schlachten folgen. Der Zweck dieſer Spiele war, nicht zu kämpfen, ſondern zu beweiſen, wer der beſte Waffenkundige war. Statt ihre Geſchicklichkeit zu zeigen und zu verſuchen, wer am Höchſten ſpränge, oder ſich den Preis eines Wettrennens zu Fuß oder zu Pferde ſtrei-

tig zu machen, war es die damalige Mode, daß die Edelleute mit einander Lanzen brachen, das heißt, daß sie vollständig gerüstet, ihre langen Lanzen in der Hand, gegen einander sprengten, bis daß der Eine von ihnen aus dem Sattel gehoben und zu Boden geworfen war. Zuweilen schlugen sie sich zu Fuß mit dem Schwerte oder mit dem Beile, und obgleich das nur Spiele waren, bei denen die Artigkeit den Vorsitz führte, so sah man doch zuweilen mehrere Kämpen in diesen nutzlosen Gefechten umkommen, wie als ob sie auf einem wirklichen Schlachtfelde gekämpft hätten."

Als der Graf von Derby nach London kam, fand ein Waffenstillstand, oder zum Mindesten ein scheinbarer Waffenstillstand zwischen den beiden Staaten statt.

Nachdem er der Königin sein Unternehmen mitgetheilt, begab sich der Graf nach Berwick, wo er verkünden ließ, daß ein großes Turnier stattfinden würde, zu welchem er alle die Schottischen Ritter einlud, welche kämpfen wollten.

Nun aber gab es zu jener Zeit tapfere Männer in Schottland, welche niemals weder einen Kampf, noch ein Turnier ausschlugen.

Der Graf von Derby hatte, als er dieses Turnier verkünden ließ, zu gleicher Zeit Spione ausgesandt, denn die Zeit, welche die Schottischen Ritter auf diesem Turniere zubringen würden, konnten sie nicht damit zubringen, die Vorbereitungen zu dem im Plane stehenden Einfalle zu treffen? und der Graf von Derby könnte Eduard

davon benachrichtigen, wenn Urſache dazu vorhanden wäre.

Die Spione kehrten zurück.

— Gnädiger Herr, ſagten ſie zu dem Grafen, Nichts iſt gewiſſer, als dieſer Einfall.

— Und wer ſollte ihn anführen?

— Der König David Bruce in Perſon.

— Und die andern Anführer ſeines Heeres?

— Waren Alexander Ramſay, Wilhelm Douglas und der Ritter von Liddesdale.

— Und dieſe drei Ritter werden zu dem Turniere kommen?

— Ja, gnädiger Herr.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Statt Eduard zu benachrichtigen, deſſen Aufenthalt in Frankreich für das Gelingen ſeiner Pläne ſo nützlich war, ließ der Graf die Königin von dem benachrichtigen, was vorging, damit die ihrer Ritter, welche ihr blieben, ſich gegen dieſen Einfall rüſteten und der Graf wartete das Turnier ab.

Die Kämpfenden kamen an.

Der Graf empfing ſie mit den ihrem Range gebührenden Ehrenbezeugungen, und indem er ſich an Ramſay wandte, ſagte er zu ihm:

— Mit welchen Rüſtungen beliebt es Euch, daß die Ritter kämpfen?

— Mit Schilden von Metall, antwortete Ramſay.

— Nein, nein, erwiderte der Graf, es wäre zu wenig Ehre dabei zu erlangen, wenn man mit ſolchen

Rüſtungen kämpfte. Bedienen wir uns viel eher der leichten Rüſtungen, welche wir an den Tagen der Schlacht tragen.

— Mit ſeidenen Wämmſern, wenn Ihr wollt, antwortete Alexander Ramſay.

Man blieb bei den leichten Rüſtungen ſtehen.

Der Tag des Turnieres kam herbei.

Die angeſehenſten eingeſchriebenen Ritter waren von Seiten der Schotten: Graham, Douglas, Ramſay und Liddesdale.

Von Seiten der Engländer: der Graf von Derby und der Baron Talbot.

Jeder von dieſen wußte, daß es ein wahrer Feind wäre, den er zu bekämpfen hätte, denn der Graf von Derby hatte ſie nicht unbekannt mit den Schottiſchen Plänen gelaſſen, und er hatte ſelbſt zu Talbot geſagt:

— Baron, werdet Ihr Euch mit Eurer leichten Rüſtung begnügen?

— Ja, hatte dieſer geantwortet.

— Nun denn! wenn Ihr mir folgen wollt, ſo werdet Ihr zum Mindeſten an der Bruſt eine doppelte anlegen.

— Warum?

— Weil, wenn wir errathen haben, daß wir ernſtliche Feinde in unſeren Gegnern hätten, ſie uns nicht ſchonen werden; denn ſie müſſen ihrer Seits wohl wiſſen, daß wir eben nicht ihre Freunde ſind, und der König von England bedarf ſeiner tapferen Ritter zu ſehr, als daß ich Euch ohne Grund der Gefahr ausſetzen laſſe.

— Habt Dank für den Rath, gnädiger Herr, ich werde ihn befolgen.

Wenn wir über dieſes Turnier in nähere Umſtände eingegangen ſind, ſo geſchah es, weil es eines der mörderiſchſten und der ſchönſten jener Zeit war.

Der Graf von Derby hatte gegen Liddesdale und Ramſay zu kämpfen. Talbot gegen Graham und einen andern Schottiſchen Ritter, deſſen Namen wir nicht haben.

Dann kamen andere Ritter, die tapfer, aber weniger wichtig als die waren, welche wir ſo eben genannt haben.

Nach mehreren Nichts ſagenden Rennen berührte der Ritter von Liddesdale das Schild des Grafen von Derby. Dieſer verließ ſein Zelt.

Liddesdale hatte nicht zwei Male die Bahn durchritten, als er, am rechten Arme verwundet, genöthigt war, den Platz zu verlaſſen.

Der Graf kehrte unter dem Jubel der Zuſchauer in ſein Zelt zurück, und Talbot, der ſeine Stelle einnahm, berührte das Schild Sir Patrik Grahams, der ein furchtbarer Kämpe war.

Nun wußte Talbot dem Grafen Dank für den Rath, den er ihm gegeben hatte, denn die Lanze ſeines Gegners durchbohrte ſeinen doppelten Panzer, und drang einen Zoll weit in das Fleiſch.

Mit ſeinem Kriegspanzer wäre er unvermeidlicher Weiſe getödtet geweſen.

So endigte ſich der erſte Tag.

Am Abend, bei dem Nachteſſen, wollte ein Engliſcher Ritter die Niederlage Talbots rächen, und forderte Graham heraus, am folgenden Tage drei Mal gegen ihn zu rennen.

— Ah! Du willſt Dich mit mir meſſen, ſagte dieſer. In dieſem Falle ſtehe morgen frühzeitig auf und beichte Deine Sünden, denn am Abend wirſt Du Gott Rechenſchaft ablegen.

Das Gerücht dieſer Herausforderung verbreitete ſich, und als Graham, der am Tage zuvor ſchon Sieger geweſen war, am folgenden Tage wieder auf dem Kampfplatze erſchien, hefteten ſich Aller Augen auf ihn, denn man war neugierig zu wiſſen, ob er ſeine blutige Wette gewinnen würde.

Patrik Graham ritt bis in die Mitte des Kampfplatzes, und als er ſeinen Gegner auf ſich zukommen ſah, rief er ihm zu:

— Habt Ihr gethan, wie ich Euch geſagt, Meſſire?

— Nicht mehr als Ihr, Meſſire.

— Dann werdet Ihr ohne Beichte ſterben, was ein Unglück iſt, wenn man ernſtlich Chriſt iſt, wie ich glaube, daß Ihr es ſeid.

Und kaum hatte Graham das geſagt, als er Raum nahm, ſeine Lanze feſtlegte, und, indem er mit der ganzen Gewalt ſeines Pferdes auf den Engliſchen Ritter losſprengte, ſtieß er ihm ſeine Lanze durch den Körper.

Der Ritter ſank zu Boden.

Als man ihn wieder aufhob, war er todt.

Die Sache war ſo raſch und zugleich ſo ſchrecklich ge-

weſen, daß die Bewunderung dem Entſetzen wich; Graham zog ſich unter allgemeinem Schweigen zurück.

Die Beifallsbezeugungen brachen erſt dann aus, als der Graf von Derby wieder erſchien.

Die Damen und Fräulein von Saint Jean d'Angely hatten ſehr recht zu ſagen, daß er der ſchönſte Reiter wäre, den man auf einem Pferde ſehen könnte.

Nichts war ſchöner als er, als er auf dem Kampfplatze erſchien, und dennoch war er bleich und ſein Blut kochte, denn es dürſtete ihn, den Tod deſſen zu rächen, den er ſo eben hatte tödten ſehen.

William Ramſay, ein Verwandter von Alexander Ramſay, von dem wir weiter oben geſprochen haben, antwortete auf die Aufforderung des Grafen.

Er war ein eben ſo tapferer Ritter, als ſein Bruder.

Die beiden Gegner ſprengten gegen einander.

William zielte wie ſein Vorgänger auf die Bruſt, der Graf zielte auf den Kopf.

Die beiden Lanzen zerſplitterten, die beiden Pferde bogen ſich auf ihren Beinen, aber die beiden Kämpen blieben im Sattel.

Jeder nahm wieder eine Lanze und ſie begannen von Neuem.

Dieſes Mal war der Ausgang nicht derſelbe, obgleich beide wieder ihr Möglichſtes thaten.

Williams Lanze glitt ab, und die des Grafen nagelte ihn, indem ſie den Helm ſeines Gegners durchdrang, denſelben auf den Schädel.

William öffnete die Arme und ſank zu Boden.

Jedermann hielt ihn für getödtet, indeſſen athmete er noch, aber ſo ſchwach, daß das erſte, was man that, als er in ſein Zelt gebracht worden, war, einen Prieſter zu holen.

William beichtete, ohne daß er ſich die Zeit nahm, ſeinen Helm abzunehmen.

—Möge Gott mir bewilligen, ſagte der Graf von Derby, der ſich nur noch mit der Pflege des Verwundeten beſchäftigte, mit dem Helme auf dem Kopfe zu beichten und in meiner Rüſtung zu ſterben.

Als die Beichte beendigt war, ſtreckte Alexander Ramſay ſeinen Bruder ſeiner ganzen Länge nach auf dem Boden aus, und indem er ſeinen rechten Fuß gegen den Kopf des Verwundeten ſtützte, nahm er alle ſeine Kräfte zuſammen und zog das Stück Lanze zu gleicher Zeit aus dem Helme und aus dem Kopfe.

Worauf William aufſtand, und indem er ſich den Kopf rieb, ſagte er lächelnd.

—Nun denn, es wird gehen!

Das Turnier war beendigt.

Man vertheilte die Preiſe, bei denen der Graf ſeine ganze Freigebigkeit zeigte, und jeder kehrte dahin zurück, von woher er gekommen war.

Was den Grafen anbelangt, ſo brach er wirklich nach Calais auf, wo er Alles in demſelben Stande fand.

—Welche Nachrichten, Vetter? ſagte der König, nachdem er den Grafen umarmt hatte.

—Gute, Sire. Schottland bereitet ſich zu einem Einfalle in England vor.

— Und Ihr nennt das gute Nachrichten? erwiderte Eduard.

— Ja, Sire, denn das ganze Land ist gewarnt, und wenn ihnen kein Unglück zustieße, so sollte mich das sehr wundern. Glaubt Ihr denn, gnädiger Herr, daß ich England verlassen hätte, wenn Euer schönes Reich die geringste Gefahr gelaufen wäre?

— Das ist richtig, äußerte der König. Warten wir es hier ab.

XIII.

So ſtanden die Dinge, als ſich ein neuer Vorfall zutrug, den wir nicht mit Schweigen übergehen können.

Ramſay und Liddesdale waren alte Freunde und alte Waffengefährten, und ſie waren einander immer zur Seite geweſen, wenn es ſich darum gehandelt hatte, den Einfall der Engländer zurückzuſchlagen.

Aber es trug ſich zu, daß Ramſay in einer der letzten Schlachten das feſte Schloß Roxburgh mit Sturm nahm, was ihn in der Freundſchaft des Königs noch höher ſtellte.

In dem Augenblicke, wo der Einfall einige Zeit nach dem Turniere ſtattfinden ſollte, wollte David Bruce dieſe Waffenthat belohnen, und er ernannte Ramſay zum Sheriff der Grafſchaft Roxburgh, eine Stelle, welche der Ritter von Liddesdale vorher bekleidet hatte.

Die Freundſchaft dieſes für Ramſay widerſtand dem Schmerze nicht, den er empfand, als er erfuhr, daß der König ihn ſeiner Stelle um ſeines Freundes willen entſetzte.

Eines Tages, als Ramſay Gericht in Harwick hielt, wurde er von einem Haufen bewaffneter Männer überfallen, unter denen er Liddesdale erkannte.

Ramſay wurde verwundet, aber überzeugt, daß ſein Freund ſeinen Tod nicht wünſchen könnte, ließ er ſich in das einſame Schloß Eremitage bringen, das in Mitte der Moräſte von Liddesdale lag.

Dort wurde er in einen Kerker geworfen, deſſen Thüre verſchloſſen wurde, um ſich niemals wieder zu öffnen.

Durch die Spalten der Decke dieſes Kerkers, über welchem ſich ein Kornſpeicher befand, fielen einige Körner, welche während mehrerer Tage die einzige Nahrung des Gefangenen waren, der indeſſen unterlag, und deſſen Knochen vier Hundert Jahre nachher von einem Maurer aufgefunden wurden, der in den Ruinen des Schloſſes Eremitage nachgrub.

Als David Bruce das begangene Verbrechen erfuhr, war er ſehr erzürnt darüber, und wollte es rächen; aber der Ritter von Liddesdale war zu mächtig, um beſtraft zu werden, und dann hatte der König in dieſem Augenblicke ſich mit anderen Dingen zu beſchäftigen, als einen Mann zu beſtrafen, den er ſo ſehr nothwendig haben würde.

Der Ritter bewahrte indeſſen das Andenken der Verfolgungen, welche David Bruce gegen ihn verſucht hatte,

und er nahm ſich feſt vor, ſich darüber eines Tages zu rächen, wenn ſich die Gelegenheit dazu bieten ſollte.

Während dieſer Zeit dauerten die Rüſtungen des Königs fort.

Er fing damit an, ein beträchtliches Heer zu erheben, und überzeugt, daß Niemand ſeine Pläne wiſſe, und indem er ſich auf die Abweſenheit des Königs verließ, drang er über die weſtliche Grenze in England ein und rückte gegen Durham, Alles auf ſeinem Zuge verheerend, und that in England das, was Eduard und der Graf von Derby in Frankreich gethan hatten.

David Bruce rückte gegen Durham, immer mit demſelben Vertrauen.

Aber die Lords der nördlichen Grafſchaften hatten gleichfalls ein Heer zuſammengezogen, und nachdem ſie die Vorhut des Schottiſchen Heeres geſchlagen, fielen ſie unverſehens über das Hauptheer her.

Das Engliſche Heer, in welchem ſich viele Geiſtliche befanden, marſchirte, indem es fromme Geſänge anſtimmte und ein Crucifix zur Fahne hatte.

Gott beſchützte die, die ihn zum Führer nahmen.

Die Schotten fanden bei jedem Schritte neue Streiter, welche wie Cadmus Krieger aus der Erde zu kommen ſchienen.

Die Königin von England war ſelbſt bis nach der Stadt Neufchatel am Tyne gekommen, indem ſie von dem Erzbiſchofe von York, dem Erzbiſchofe von Canterbury, dem Biſchofe von Durham, dem Biſchofe von Lincoln, dem Sir von Perch, dem Sir von Ros, dem Sir von

Monbray und dem Sir von Neufville begleitet war, denen der Graf von Derby bei seiner Abreise nach Calais die wichtigsten Anempfehlungen gemacht hatte.

Zu gleicher Zeit kamen den Engländern die Leute der nordischen Gegenden, von Northumberland und von Wallis zu Hilfe, denn Jedermann drängte es, sowohl aus Liebe für die Königin, als für die Rettung des Landes die Schotten zu bekämpfen.

Als der König von Schottland und seine Leute erfuhren, daß sich die Engländer bei Neufschatel zusammengezogen hätten, um gegen sie zu rücken, sandten sie Streifcorps bis nach dieser Stadt ab, welche auf ihrem Wege die kleinen Weiler in Brand steckten, deren Flammen die Engländer von dem Orte aus sahen, wo sie sich befanden.

Am folgenden Tage schlug David Bruce und sein ganzes Heer, das wohl aus vierzig Tausend Mann bestand, das Lager drei kleine Stunden weit von Neufchatel, auf dem Gebiete des Herrn von Neufville, auf, und ließen denen sagen, welche sich in dem Schlosse befanden, daß, wenn sie herauskommen wollten, sie gern gegen sie kämpfen würden.

Die Engländer willigten ein, und als sie die Stadt verließen, waren sie zwölf Hundert Lanzen, drei Tausend Bogenschützen und fünf Tausend andere Mann stark, unter denen sich die Walliser befanden.

Als sie eine so kleine Anzahl sahen, stellten sich die Schotten, des Sieges gewiß, in Schlachtordnung auf, wie es die Engländer ihrer Seits thaten.

Die Engländer waren in vier Schlachtlinien aufgestellt.

Der Biſchof von Durham und der Sir von Percy führten die erſte an.

Der Erzbiſchof von York und der Sir von Neufville die zweite.

Der Biſchof von Lincoln und der Sir von Monbray die dritte.

Meſſire Eduard von Bailleul und der Erzbiſchof von Canterbury die vierte.

Die Königin Philippine befand ſich in Mitte ihrer Leute, wie es einige Jahre zuvor die Gräfin von Montfort gethan hatte, und ermahnte ſie, tapfer für die Ehre des Königs und des Reiches zu kämpfen.

Es waren beſonders die vier Prälaten und die vier Barone, an die ſie ſich wandte, und dieſe bedurften dieſer Ermahnungen nicht, denn ſie waren nicht die Leute, die ſich nicht auf eine rechtſchaffene Weiſe des Auftrages zu entledigen geſonnen, mogte nun ihr König da ſein oder nicht.

Kurz nach dem Aufbruche der Königin, die ſich nach Neufchatel zurückzog, ſtießen die Schlachtlinien auf einander.

Es waren die Bogenſchützen, welche von einer, wie von der andern Seite das Werk begannen, aber die Schottiſchen Bogenſchützen hielten nicht lange Stand. Der erſte Angriff war vielleicht der ſchrecklichſte, den man in den Erzählungen von Schlachten findet.

Jeder focht ſeiner Seits ſo tapfer, die Schotten, um die vorhergehenden Niederlagen wieder gut zu machen, die Engländer, um das ihrer Königin gegebene Verſprechen

zu halten, ſo daß die am Morgen begonnene Schlacht noch um vier Uhr Abends fortdauerte.

Sir John Graham bot ſich an, die Engliſchen Bogenſchützen zu zerſtreuen, welche mit ihrer gewöhnlichen Geſchicklichkeit ſchoſſen und tödteten, und durch welche der Sieg ſich zu entſcheiden begann, wenn man ihm ein Reitercorps anvertrauen wollte, aber obgleich ein ſolcher Verſuch den Erfolg der Schlacht bei Bannockburn entſchieden hatte, er konnte es nicht erlangen.

Nun begann Verwirrung allmählig in dem Schottiſchen Heere zu entſtehen.

—Sire, ſagte Alexander von Ramſay zu dem Könige, deſſen Banner er trug, Ihr ſetzt Euch zu ſehr der Gefahr aus, Ihr ſeid verwundet, zieht Euch zurück.

—Was liegt mir daran, ſagte David Bruce, wir werden den Platz behaupten, oder ich werde mich wie der geringſte meiner Bogenſchützen tödten laſſen.

In dieſem Augenblicke verwundete ein zweiter Pfeil den König an der Schulter.

Nun ſtürzte er ſich, mit einer Streitaxt bewaffnet, mitten unter die Feinde, wie der geringſte ſeiner Soldaten.

Ein Mann hatte ihn erkannt, dieſer Mann nannte ſich John Copeland und war Edelmann aus Northumberland.

Er drang raſch durch die Menge und ging gerade auf den König von Schottland zu.

Nun entſpann ſich ein verzweifelter Kampf zwiſchen dem Könige und dem Edelmann, denn der erſtere ſah ein, daß er todt oder gefangen den Engländern den Sieg ſichern würde, und der andere, daß wenn er ſich nicht raſch ſei-

nes Gegners bemächtigte, er ohnfehlbar von denen getödtet werden würde, welche ihm zu Hilfe kämen.

Ein gewaltiger Streich, den David Bruce an dem rechten Arme erhielt, ließ die Axt zu Boden fallen, welche er trug. John Copeland benutzte dieſen Moment, und packte ſeinen königlichen Gegner um den Leib, dem es, als er das ſah, mit einer verzweifelten Anſtrengung gelang, ſich ſeines Dolches zu bemächtigen, mit dem er den Edelmanne zwei Zähne ausſtieß; aber dieſer ließ ſeine Beute nicht los, und der durch dieſen Kampf und ſeine beiden Wunden erſchöpfte König blieb in der Gewalt des Engliſchen Ritters.

Von dieſem Augenblicke an war die Schlacht beendigt.

Alexander von Ramſay kam ſeinem Herrn zu Hilfe, aber es gelang ihm nur, ſich unter ſeinen Augen tödten zu laſſen.

John Copeland ſpaltete mit ein zwanzig Mann das Gedränge, und ritt ſo ſcharf, daß er noch am ſelben Tage fünfzehn Meilen zurücklegte, und der König David Bruce am Abend in einem Schloſſe eingeſperrt war, das Chatel Orgueilleux hieß, und demjenigen angehörte, der ihn gefangen genommen hatte, und der ſchwur, ſeinen Gefangenen nur Eduard ſelbſt auszuliefern.

Der linke Flügel des Schottiſchen Heeres hatte ſich noch einige Zeit nach der Gefangennehmung des Königs gehalten, und es gelang ihm, ſeinen Rückzug unter der Anführung des Grafen von March zu bewerkſtelligen, dem Gatten der Gräfin von March, welche man Agnes die Schwarze nannte, und die einige Jahre zuvor in Abwe-

ſenheit ihres Gatten das Schloß Dumbar ſo tapfer gegen Salisbury vertheidigt hatte.

Dieſe Vertheidigung war merkwürdig genug, um hier einen Abſprung auf dieſelbe zu machen.

Der Graf von March hatte ſich der Partei David Bruces angeſchloſſen, und war mit dem Regenten ins Feld gezogen. Die Gräfin, deren bräunliche Haut ihr den Beinamen Agnes die Schwarze gegeben hatte, war die würdige Tochter Thomas Randolphs, Grafen von Morey. Das Schloß Dumbar, das ſie bewohnte, war auf einer Felſenkette erbaut, die ſich bis in das Meer erſtreckte. Sie hatte nur einen einzigen Engpaß, welcher in das Innere des Landes führte, und dieſer Engpaß war ſo gut befeſtigt, daß er für uneinnehmbar galt.

Dieſes Schloß wurde indeſſen von Salisbury angegriffen, der alle Mittel verſuchte, ſich ſeiner zu bemächtigen.

Er begann damit, Wurfwerkzeuge vorrücken zu laſſen, welche ungeheure Steine ſchleuderten; aber Agnes die Schwarze, die ſich gleichgiltig auf den Wällen befand, antwortete auf dieſe Angriffe nur dadurch, daß ſie mit einem weißen Taſchentuche die Stellen abwiſchte, welche die Steine trafen, wie als ob dieſer Angriff nur dazu gedient hätte, ein wenig Staub zu machen.

Nun ließ der Graf eine Art von bewegliches Haus errichten, das man eine Sau nannte, weil ſeine Form ziemlich dem Rücken eines Ebers glich. Dieſe Maſchine, welche man bis an das Schloß rollte, das man angreifen wollte, ſchützte gegen die Pfeile und die Steine der Belagerten die Soldaten, welche es enthielt, und die nun

nach ihrem Gefallen ſchoſſen, oder die Mauern zu untergraben, oder mit Beilen und mit Hacken eine Breſche anzubringen verſuchten.

Als die Gräfin dieſe Maſchine ſich den Mauern des Schloſſes nahen ſah, rief ſie dem Grafen von Salisburh in einem ſpöttiſchen Tone zu:

— Nimm Dich in Acht, Salisburh,
Deine Sau wird Junge machen.

Indem ſie das ſagte, gab ſie einen Wink, und ein ungeheurer Felsblock, den ſie ausdrücklich hatte abbrechen laſſen, wurde von der Höhe der Mauern auf die Sau geſtürzt, deren Dach in Tauſend Stücke zerſchmettert wurde und, als ſie die Engländer fliehen ſah, welche den Sturz der Trümmer und die Pfeile vermeiden wollten, die man ihnen von dem Schloſſe zuſchleuderte, und gegen die ſie Nichts mehr ſchützte, rief Agnes aus:

— Seht doch dieſe ganze Heerde kleiner Engliſcher Schweine!

Nach der Frau kann man leicht ſchließen, was der Gatte ſein mußte. Der Rückzug wurde daher unter ſeiner Anführung ziemlich gut bewerkſtelligt. Die Schotten ließen ungefähr fünfzehn Tauſend Todte zurück.

Als die Königin von England erfuhr, was vorgefallen war, beſtieg ſie ihren Zelter, und kam ſo ſchnell, als ſie es vermogte, auf den Platz, wo die Schlacht ſtattgefunden hatte. Nun fragte ſie, was aus dem Könige von Schottland geworden wäre. Man antwortete ihr, daß John Copeland ihn gefangen genommen und mit ſich geführt hätte.

Die Königin ſchrieb nun an den Ritter von Copeland, ihr ſeinen königlichen Gefangenen zuzuführen, indem ſie hinzufügte, daß er es auf der Stelle hätte thun ſollen.

Sie gab dieſes Schreiben einem ihrer Ritter, der ſogleich nach Chatel Orgueilleux aufbrach.

Madame Philippine kehrte auf das Schlachtfeld zurück, auf welchem ſich das ganze Engliſche Heer verſammelt hatte, dem ſie große Lobeserhebungen machte.

Dort wurden ihr der Graf von Moret, Meſſire Wilhelm von Douglas, Meſſire Robert von Beſſi, Meſſire Annebaut von Douglas, der Biſchof von Abredane, der Biſchof von Saint Andrieu, der Ritter von Liddesdale, und kurz alle die edlen Gefangenen vorgeſtellt, welche die Engländer gemacht hatten.

Am folgenden Tage kam die Antwort John Copelands an.

Sie war förmlich.

Er weigerte ſich, ſeinen Gefangenen jedem andern, als dem Könige auszuliefern, indem er hinzufügte, daß David Bruce gut bewacht wäre, und daß es keine Noth hätte, daß er entkäme.

Die Königin von England vermochte nichts Anderes von ihm zu erlangen und war mit dem Ritter nicht zufrieden.

Sie ſchrieb dem Könige das Reſultat der Schlacht, und der König ließ John Copeland ſagen, er möge ſelbſt nach Calais kommen, um ihm Bericht über den glücklichen Fang abzuſtatten, den er gemacht hatte.

Als dieſe Nachricht bekannt war, verlangte der Graf

von Liddesdale, derſelbe, der Alexander von Ramſay hatte ſterben laſſen, und der, wie wir ſo eben geſagt haben, Gefangener der Engländer war, die Königin zu ſprechen.

— Gnädige Frau, ſagte er zu ihr, ich mögte den König von England ſprechen, dem ich Dinge zu ſagen habe, über die er mir nur Dank wiſſen kann. Ich komme, um Euch zu bitten, mich auf mein Wort mit dem Sir von Copeland, deſſen Gefangener ich ſein werde, zu ihm begeben zu laſſen.

Was der Graf von Liddesdale verlangte, wurde ihm bewilligt, und er brach mit dem Ritter auf.

David Bruce blieb in einem Schloſſe als Gefangener, das ſich auf der Straße von Northumberland und von Wallis befand.

XIV.

Als Eduard den Ritter ſah und er erfuhr, daß es John von Copeland wäre, empfing er ihn auf das Beſte, und indem er ihn bei der Hand nahm, ſagte er zu ihm:

—Willkommen iſt mein Ritter, der durch ſeine Tapferkeit unſern Gegner, den König von Schottland, gefangen genommen hat.

—Sire, ſagte nun John Copeland, was ich gethan habe, hätte jeder Andere thun können; aber ſeid mir nicht ungehalten, daß ich meinen Gefangenen nicht der Frau Königin ausgeliefert habe, wie ſie es von mir verlangte, denn ich hänge von Euch ab, und Ihr ſeid es, dem ich meinen Schwur geleiſtet habe.

—Der gute Dienſt, den Ihr mir erwieſen habt, ſagte der König, verdient wohl, daß Ihr für Alles ent-

ſchuldigt ſeid, und Schimpf alle denen, welche Böſes von Euch denken ſollten. Hört was Ihr thun müßt. Ihr werdet von Calais abreiſen und in Euer Haus zurückkehren, Ihr werdet Euren Gefangenen nehmen, und ihn zu meiner Gattin führen. Und um Euch zu belohnen, erhebe ich Euch zu dem Range eines Bannerherren, behalte Euch als meinen Truchſeß, und weiſe Euch ein Einkommen von ſechs Hundert Pfund Sterling an.

— Sire, ſagte nun John, ich werde thun, wie Ihr es gebietet; aber ich habe den Sir von Liddesdale mitgebracht, der gleichfalls Euer Gefangener iſt, der aber von der Frau Königin die Erlaubniß erlangt hat, Euch zu beſuchen, um ſich mit Euch über ſein Löſegeld zu verſtändigen.

— Wohlan! führt uns dieſen Gefangenen her, den wir hier behalten werden, wenn ſein Löſegeld uns nicht anſteht, und den wir zurückſchicken werden, wenn es uns anſteht.

Als der Ritter ſich entfernt hatte, wurde der Graf von Liddesdale bei dem Könige vorgelaſſen.

— Sire, ſagte er zu Eduard, ich komme nicht allein, um Euch mein Löſegeld anzubieten, ſondern um Euch einen guten Rath zu ertheilen.

— Und woher kömmt es, daß ein Feind, mein Gefangener, mir einen Dienſt erweiſen will?

— Das kömmt daher, Sire, weil er ſich vielleicht an dem oder denjenigen rächen will, in deren Dienſte er ſich hat gefangen nehmen laſſen.

Es ſcheint, daß der Rath gut und es ein wirklicher

Dienſt war, denn am Ende dieſer erſten Beſprechung ſagte Eduard zu dem Grafen:

—Es iſt gut, Meſſire, wir danken Euch für Alles, was Ihr uns geſagt habt, und wir werden es benutzen. Seid unbeſorgt, der König David Bruce iſt in guten Händen, und er wird das Land, in welchem er nicht zu bleiben gewußt hat, ſobald nicht wiederſehen. Ihr ſeid frei, Meſſire, Dienſte wie der, den Ihr uns erwieſen habt, ſind ſo viel werth, als viermal das Löſegeld, das man von Euch verlangt hätte.

Der Graf von Liddesdale verließ nun Frankreich, und kehrte nach Schottland zurück, wo ſeine Reiſe nach Calais bereits bekannt war.

Während dieſer Zeit war John Copeland nach England zurückgekehrt, indem er den Befehl meldete, den er von Eduard empfangen, und die Geſchenke, welche dieſer ihm gemacht hatte. Alle die, welche ſich gegenwärtig befanden, begleiteten ihn, um den Gefangenen während ſeiner Verſetzung von Chatel Orgueilleux nach der Stadt Berwick zu bewachen, wo ſich die Königin befand.

Man ging David Bruce zu holen.

John ſtellte ihn der Königin vor, die wohl noch ein Wenig erzürnt darüber war, daß er ſich geweigert hatte, ihn früher zu ihr zu führen, die aber ihren Groll vergaß, als ſie ſah, daß ſie das erlangt hätte, was ſie wollte, und indem ſie die vernünftigen Gründe anhörte, welche John ihr angab.

Nun hatte ſie nur noch eine Sorge, nämlich die,

nach Frankreich zu gehen, und ihren Gatten und ihren Sohn zu ſehen, die ſie ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte.

Sie verſah die Stadt Berwick, das Schloß Roxburgh, die Stadt Durham, das Schloß Neufchatel und alle Beſatzungen an den Straßen von Schottland.

Sie vertraute den Schutz von Northumberland den Herren von Percy und von Neufville, worauf ſie Berwick verließ und nach London zurückkehrte, indem ſie den König von Schottland, den Grafen von Moret und alle hohen Barone mit ſich führte, die gefangen genommen worden waren.

Ihr Einzug in London war ein wahrer Triumph, und die Freude der Engländer bei dem Anblicke des Königs von Schottland läßt ſich nicht ausdrücken.

Die Königin ließ ihre Gefangenen in den Tower von London ſperren, und ſie ordnete die Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe an.

Sie reiſte ab und kam glücklich in Calais an, wo wir ſie ſogleich wiederfinden werden.

Kehren wir jetzt zu dem Sire von Liddesdale zurück.

Sein Beſuch bei dem Könige von England war bekannt, wie wir geſagt haben, und als ſie den Gefangenen zurückkehren ſahen, glaubten die Schotten, daß er mit Eduard eine Unterhandlung in Bezug auf die Freilaſſung ihres Königs angeknüpft hätte. Aber ſie waren weit von der Wahrheit entfernt, und allmählig glaubte man, daß dieſer Beſuch, ſtatt ein Schott-

land erwieſener Dienſt zu ſein, wohl ein Verrath ſein könnte.

Nun erinnerte man ſich, daß der Graf Alexander Ramſay getödtet und dem Könige David Bruce niemals vergeben hätte, daß er ihn hatte dafür beſtrafen wollen.

Die Vermuthungen waren auf dem Wege Gewißheit zu werden, als eines Morgens William von Douglas, ſein Verwandter und ſein Pathe, ihm eine Jagdpartie in dem Walde von Ettrik antrug.

Der Ritter von Liddesdale war ein großer Jäger, er nahm es an.

Am Abend brachte man die Leiche des Ritters zurück.

William von Douglas hatte ihn getödtet.

Und das war ein Glück, denn man vergaß die letzte Handlung ſeines Lebens, um ſich nur der Dienſte zu erinnern, welche er erwieſen hatte, und ſeines unglücklichen und unvermutheten Todes.

Die Belagerung von Calais dauerte fort und die Engländer hatten viel zu thun.

In der That, der König von Frankreich, der in ſeiner Schottland gegebenen Unterſtützung geſcheitert war, hatte die Feſtungen der Grafſchaften von Ghine, von Artois und von Boulogne, und die Umgegend von Calais ſo gut beſetzt, er hatte ſo viel Genueſen und Normannen auf das Meer geſchickt, daß die Engländer, welche ihre Stadt verlaſſen wollten, um Abenteuer zu ſuchen, oft harte und gefährliche Gefechte hatten.

Eine entschiedene Belagerung fand freilich nicht statt, aber es verfloß kein Tag, ohne daß nicht irgend ein Scharmützel stattfand, und es Todte gab, entweder von der einen oder von der andern Seite.

Der König von England und sein Rath brachten daher auch die Tage und die Nächte damit zu, Mauerbrecher zu machen und Maschinen zusammenzusetzen, um die Besatzung von Calais besser anzugreifen und zu drängen. Aber Nichts richtete gegen sie Etwas aus, und sie auszuhungern war wirklich das einzige Mittel, das die Belagerer anwenden konnten.

Aber gegen dieses Mittel fand ein Hinderniß statt, denn es befanden sich in derselben zwei Männer, zwei Schiffer, welche, indem sie sich wie Proteus verwandelten, wie Schatten entschlüpften, die Stadt beständig wieder verproviantirten.

Diese beiden Männer nannten sich der eine Marant, der andere Mestriel.

Die Engländer hatten sich lange Zeit keine Rechenschaft über die Art und Weise abzulegen vermogt, durch welche der Besatzung von Calais die Lebensmittel zukämen, aber sie hatten am Ende die beiden so eben von uns genannten Männer auf frischer That im Verkehre mit der Stadt ertappt.

Nun hatten sie dieselben verfolgt, aber eben so gut wäre es gewesen, Gespenster zu verfolgen, oder den unergreifbaren Proteus fangen zu wollen.

Die beiden Schiffer entkamen immer, und nicht al-

lein entkamen ſie, ſondern, da ſie das Meer und die Straßen beſſer kannten, als die Engländer, ſo lockten ſie dieſelben noch in Klippen oder ließen ſie in Hinterhalte fallen, gerade ſo wie die Geſänge der Syrenen und die Echos der Lurley.

Das dauerte lange Zeit, denn der König von England hielt ſich noch den ganzen Winter über vor Calais auf, und man verzichtete am Ende darauf, ſich dieſer beiden Männer bemächtigen zu wollen, die indeſſen die einzige Hilfe der Beſatzung von Calais geworden waren.

Während der ganzen Zeit, daß dieſe Belagerung dauerte, beſchäftigte ſich Eduard III. beſtändig damit, mit den Gemeinden von Flandern in Freundſchaft zu bleiben, denn ſeine Meinung war, daß er durch ſie am Leichteſten zu dem gelangen würde, was er wollte.

Endlich machte ihnen der König von England ſo viele Verſprechungen, daß die Flamänder, die übrigens nichts anderes wollten, ſich aufwiegeln ließen.

Sie verlangten gegen ihren Beiſtand, daß der König ihnen Lille, Douai, und was dazu gehörte, zurückgebe.

Der König verſprach ihnen, was ſie verlangten, und ſie belagerten Bethune.

Der, welcher ſie anführte, war ein Hauptmann Namens Meſſire Oudart von Renty, der aus Frankreich verbannt war und ſeine Waffen gegen Philipp gewandt hatte.

Aber die, welche es vertheidigten, waren vier tapfere Ritter, Gottfried von Chargny, Baudoin Dennefrin, Johann von Handar und unſer alter Bekannter, Euſtachius von Ribeaumont.

XV.

Die Stadt Bethune war von den vier ſo eben von uns genannten Rittern ſo gut vertheidigt, daß die Engländer Nichts gegen ſie auszurichten vermogten.

Nun kam Eduard III. auf ſeine erſte Berechnung zurück, das heißt zu wollen, daß Ludwig von Male, der durch den Tod ſeines bei Crecy gefallenen Vaters Graf von Flandern geworden war, ſeine Tochter Iſabelle heirathete.

Das war kühn.

Von welchem Intereſſe eine politiſche Berechnung auch ſein möge, ſo wird ſie zum Mindeſten ſchwierig, wenn es ſich darum handelt, einen Mann mit der Tochter deſſen zu verheirathen, der ſeinen Vater getödtet hat.

Entweder müſſen die Intereſſen ſehr mächtig, oder es ein ſehr ſchlechter Sohn, oder die Frau ſehr ſchön ſein.

Da indeſſen die Gemeinden von Flandern nur die großen Vortheile ſahen, welche ſie aus dieſer Verbindung ziehen konnten, und ſich des von Gerhard Denis gegebenen Verſprechens erinnerten, ſo waren ſie einſtimmig darin, in dieſe Verheirathung zu willigen, und erklärten unverhohlen, daß ſie dieſelbe wünſchten, worüber ſich Eduard ſehr erfreute, denn durch dieſes Mittel bediente er ſich bei Weitem beſſer und bei Weitem ſicherer Flanderns, eben ſo wie es den Flamändern, und das mit Recht ſchien, daß wenn ſie England zum Verbündeten hätten, ſie dem Könige von Frankreich dreiſt Widerſtand leiſten könnten, deſſen Schutz ihnen bei Weitem nicht ſo nützlich ſein konnte, als der andere.

Auf der andern Seite ſagte der Graf Ludwig von Male, der an dem Hofe von Frankreich erzogen worden war, was wir ſo eben ſagten, nämlich, daß er niemals die Tochter des Mannes heirathen würde, durch den ſein Vater umgekommen wäre.

Eine zweite Schwierigkeit zeigte ſich.

Das war der Herzog Johann von Brabant, der ſehr wünſchte, daß der junge Graf ſeine Tochter zur Gattin nähme, und der gegen den Fürſten die Verbindlichkeit übernahm, ihn die Grafſchaft Flandern gänzlich genießen zu laſſen. Dann gab der Herzog zu gleicher Zeit zu verſtehen, daß, wenn dieſe Verheirathung ſtattfände, er ſo viel thun würde, daß alle Flamänder mit ihm einverſtanden und gegen den König von England ſein würden. Das machte, daß der König von Frankreich in die Verheirathung mit Brabant willigte.

Als der Herzog die Einwilligung des Königs von Frankreich hatte, ſandte er viele an die einflußreichſten Bürger gerichtete Schreiben nach Flandern. Kurz, er ſchmückte die Gründe, die er ihnen angab, ſo gut aus, daß die Räthe der guten Städte von Flandern den jungen Grafen, ihren Herrn, zu ſich beſchieden, indem ſie ihm ſagen ließen, daß, wenn er nach Flandern kommen und ihren Rath befolgen wollte, ſie ſeine guten und getreuen Unterthanen ſein, und ihm alle Gerechtigkeit und Gerichtsbarkeit von Flandern übertragen würden, mehr und beſſer, als es irgend ein Graf vor ihm gehabt hätte.

Der Graf kam an, und wurde mit großem Jubel empfangen.

Aber kaum erfuhr Eduard III., was ſich zutrug, als er ſogleich den Grafen von Northanton, den Grafen von Arundel und den Herrn von Cobehen nach Flandern abſandte, welche ſo lange unterhandelten und die Gemeinden von Flandern ſo ſehr bearbeiteten, daß eine Aenderung der Meinung ſtattfand, und daß es den Flamändern, trotz alle dem, was ſie geſagt hatten, weit lieber geweſen wäre, wenn ihr Herr die Tochter des Königs von England, als die Tochter des Herzogs von Brabant zur Gattin nähme.

Man ſieht, daß zu jener Zeit die Politik noch mit einer rührenden Offenherzigkeit betrieben wurde.

Indeſſen, ſo gut der Rath auch ſein mogte, der Graf wollte ihn nicht befolgen, indem er immer wiederholte, daß ihn Nichts auf der Welt zwingen würde, die

Tochter des Mannes zu heirathen, deſſen Anſprüche ſeinen Vater getödtet hätten.

Vergebens ſagten die Räthe dem jungen Grafen, daß wenn ſein Vater den ihm gegebenen Rath befolgt hätte, er ein Bündniß mit Eduard geſchloſſen und nicht geſtorben wäre, der Sohn war unerſchütterlich in ſeinem Willen.

Als ſie ſahen, daß ſie Nichts durch Gründe von ihm erlangten, wandten die Flamänder das letzte Mittel an, das ihnen übrig blieb, ſie nahmen den Grafen gefangen, und ſetzten ihn in ein artiges Gefängniß, das aber doch ein Gefängniß war, und ſagten mit der Ehrerbietung, die ſie für ihren Herrn hatten, daß das, was ſie thäten, zu ſeinem Beſten geſchähe, und daß, da er ſich nicht gutwillig darein fügte, ſie ihn mit Gewalt glücklich machen wollten.

Der Graf leiſtete einige Zeit lang Widerſtand, aber er war an die Einkerkerung nicht gewöhnt, und wurde am Ende anderes Sinnes. Er ſagte daher zu den Flamändern, daß er ihren Rath befolgen würde, denn es müßte ihm von ihnen mehr Gutes zukommen, als von irgend einem andern Lande.

Dieſe Worte entzückten die Flamänder, welche das Gefängniß öffneten, und die ihn einen Theil ſeiner Gewohnheiten wieder annehmen ließen, die Waſſervögel an den Ufern der Flüſſe zu jagen, eine Zerſtreuung, welche der Gefangene ſehr liebte, und der beraubt zu ſein ihm ſehr ſchmerzlich war. Aber ſie hörten darum nicht auf, ihn zu beaufſichtigen, und ſein Gefängniß war in freier

Luft, ſtatt zwiſchen vier Wänden zu ſein, denn ſie belauerten ihn ſo nahe, daß er kaum ſeine Nothdurft verrichten konnte, wie Froiſſard ſagt.

Das dauerte ſo lange, bis daß die Flamänder dem Könige und der Königin, die vor Calais ſtanden, hatten ſagen laſſen, ſich nach der Abtei von Bergues zu begeben, um die endlich von dem Grafen angenommene Ehe zu ſchließen.

Man verabredete daher den Tag, an welchem ſich die beiden Parteien zwiſchen Newport und Cravelines einfinden ſollten.

Dorthin kamen die angeſehenſten Männer der guten Städte von Flandern, indem ſie ihren jungen Herrn mit ſich führten, der ſich höflich vor dem Könige und der Königin von England verneigte, die vor ihm angekommen waren und ein großes Gefolge mit ſich führten.

Eduard nahm den Grafen bei der Hand, und entſchuldigte ſich über den Tod ſeines Vaters mit jenen freundlichen und wohlwollenden Worten, die er ſo gut zu finden verſtand, indem er hinzufügte, daß er weder am erſten, noch am zweiten Tage der Schlacht von Crecy von dem Grafen von Flandern hätte wollen ſprechen hören.

Ludwig von Male ſchien ſehr zufrieden über die Gründe, welche ihm Eduard angab, und es war nur noch die Rede von ſeiner Verheirathung und deren Bedingungen.

Hierauf verhandelte man über gewiſſe zu ſchließende Verträge und gewiſſe zu haltende Verpflichtungen, worauf der Graf mit Madame Iſabella, Tochter des Königs von England, verlobt wurde und ſie zu heirathen verſprach.

Die Verheirathung wurde auf eine Zeit verlegt, in der man mehr Muſe haben würde, ſie zu ſchließen, und die Engländer kehrten vor Calais zurück, während die Flamänder nach Flandern gingen, indem jede Partei entzückt von der andern war.

Die Sachen blieben in dieſem Zuſtande.

Die bis zu dem für die Verheirathung feſtgeſetzten Tage übrige Zeit wurde von dem Könige von England nur dazu verwandt, um die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen, dieſem Feſte eine große Pracht zu verleihen, und die ſchönen und reichen Kleinodien zu wählen, mit denen er bei dieſer Veranlaſſung Geſchenke zu machen gedachte.

Die Königin, welche ſich gleichfalls würdig zeigen wollte, übertraf an Freigebigkeit alle Damen ihrer Zeit.

Der junge, nach Flandern zurückgekehrte Graf ſetzte die Zerſtreuung fort, welche ihm ſo ſehr gefiel, und die, wie wir geſagt haben, darin beſtand, Waſſervögel an den Ufern der Flüſſe zu jagen. Er ſchien entzückt über die verabredete Verheirathung, und nahm ſie ſogar mit bei Weitem mehr Vergnügen an, als es die gedacht hätten, welche ſie ihm riethen.

Durch die Offenherzigkeit ihres Fürſten überzeugt, ließen die Flamänder ein Wenig in ihrer Aufſicht nach, welche am Ende nach dem, was vorgefallen war, eine Beleidigung geſchienen hätte.

Dienſtag der 3. April, einer der Oſterfeiertage, kam herbei.

Acht Tage nachher ſollte die Hochzeit ſtattfinden.

Am Morgen des 3. April war prachtvolles Wetter. Der Graf ſtand daher auch frühzeitig auf und ließ ſeinen Falkner rufen, der in aller Eile herbeikam.

Beide begaben ſich auf den Weg, Beide waren zu Pferde.

So ritten ſie ſeit einiger Zeit, als der Falkner, der einen Reiher aufſteigen ſah, ſeinen Jagdvogel auf ihn hetzte, und der Graf es eben ſo machte.

Die beiden Falken begaben ſich auf die Jagd, und Ludwig von Male nach ihnen.

— Wer wird ihn haben? wer wird ihn haben? wiederholte er, und indem er ſein Pferd anſpornte, ritt er immer weiter, indem er den Falkner hinter ſich zurückließ, der bei Weitem nicht ſo gut beritten war, als der Fürſt.

Als er ſich in einer gewiſſen Entfernung glaubte, wandte er ſich um, und da er ſah, daß, was man auch thun mögte, ſeine Wachen ihn nicht würden einholen können, drückte er ſeinem Pferde die Sporen in den Leib, und entfloh.

Man verſuchte Anfangs, ihn zu verfolgen, aber man wurde bald gewahr, daß das vergebens wäre.

Der Graf ging nach Artois, wo er in Sicherheit war. Von dort aus begab er ſich zu Philipp VI., dem er erzählte, wie er gezwungen worden wäre, das zu thun, was er gethan hatte, und wie er aus Liebe zu ihm dem Gefängniſſe und der Verheirathung entronnen wäre.

Der König von Frankreich pries ihn wegen ſeines Muthes und wegen ſeiner Treue.

Als Eduard die Flucht des Grafen erfuhr, nahm

er, da er vollkommen wußte, daß die Flamänder in Nichts dabei betheiligt wären, und da es außerdem sein Intereſſe war, daß ſein Bündniß mit ihnen aufrecht erhalten würde, gern die Entſchuldigungen an, die ihm gemacht wurden, und beſchäftigte ſich einſtweilen nur noch mit ſeiner Belagerung von Calais.

Man hätte wirklich ſagen können, daß der König den Reſt ſeines Lebens vor dieſer Stadt zuzubringen gedächte, ſo wenig ſprach er davon, abzuziehen, und ſo bequem betrieb er die Belagerung derſelben.

Er hielt dort ſeinen Hof wie in London, und es waren bald Ritter aus Flandern und Brabant, bald Ritter aus dem Hennegau und aus Deutſchland, welche ihn beſuchten und die er mit Geſchenken überhäufte.

In dieſer ſelben Zeit kehrte der Sir Robert von Namur aus Preußen zurück, den der Sir von Spontin in dem gelobten Lande zum Ritter geſchlagen hatte.

Robert von Namur war jung und tapfer, er liebte den Krieg und ſchöne Waffenthaten.

Außerdem war er gegen keinen der beiden Könige verpflichtet, die gegen einander kämpften, da er aber der Neffe Roberts von Artois war, den Eduard ſo gut aufgenommen hatte, ſo neigte er ſich auf die Seite von England.

Er verſammelte daher die Ritter und Knappen, über welche er verfügen konnte, und reich ausgeſtattet begab er ſich auf den Weg, wie es einem Fürſten wie er geziemte.

So marſchirte er, bis er zu den Belagerern von Calais gelangte, wo er dem Könige die Liebe mittheilte, die

er für ihn wegen des Schutzes gefaßt, den er seinem Oheim gewährt hätte, und wo er ihm seine Dienste und die der Ritter und Knappen anbot, welche ihn begleiteten.

Robert von Namur wurde also Vasall des Königs von England, der ihm einen in Brügge zahlbaren Jahrgehalt von drei Hundert Pfund Sterling anwies.

Man wird sich erinnern, daß nach der Belagerung von Rennes zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von England ein Waffenstillstand in Betreff auf das abgeschlossen worden war, was die Feindseligkeiten Karls von Blois und der Gräfin von Montfort anbetrifft.

Als dieser Waffenstillstand abgelaufen war, machte sich Jeder wieder auf daß Eifrigste ans Werk, der König von Frankreich, indem er Karl von Blois verstärkte, und der König von England, indem er der Gräfin von Montfort beistand, wie Beide sich dazu verpflichtet hatten.

Eduard hatte daher von der Belagerung von Calais zur Unterstützung der Gräfin zwei wackere und tapfere Ritter, Namens Thomas von Angourne und Johann von Hartuelle abgesandt.

Zwei Hundert Lanzen und vier Hundert Bogenschützen begleiteten diese beiden Hauptleute, und diese Verstärkungsschaar hielt erst dann an, als sie in Hennebon zu der Gräfin gestoßen war.

Sie fanden dort einen Ritter aus der niedern Bretagne, der sich Tanguy von Chastel nannte, mit dem sie öfters Ausfälle gegen die Leute des Messire Karl von Blois und auf die ihm angehörenden Bezirke machten.

Bald gewannen die Einen, bald die Andern. Was am Klarſten war, iſt, daß das Land verheert und geplündert wurde, und daß die armen Leute darunter litten.

Nun ereignete es ſich aber eines Tages, daß die drei Ritter, Thomas von Angourne, Johann von Hartuelle und Tanguy du Chaſtel, um ihre Zeit beſſer zu verwenden, mit einer großen Anzahl von Kriegern zu Pferde und Söldlingen zu Fuß auszogen, um eine gute und feſte Stadt Namens Roche de Rien anzugreifen, deren erſter Widerſtand ſo tapfer war, daß er den Belagerern keine große Hoffnung ließ.

XVI.

Aber wie immer kam das Verhängniß den Engländern zu Hilfe.

Der Zufall wollte, daß ſich in dieſer Stadt in der That drei Mal mehr Engländer, als Franzoſen befanden, ſo daß die Engländer, als ſie die Stadt von ihren Landsleuten belagert ſahen, ſich des Hauptmannes Namens Taſſart von Guines bemächtigten, und ganz einfach zu ihm ſagten, daß ſie ihn tödten würden, wenn er nicht mit ihnen zu den Engländern überginge.

Taſſart war tapfer, aber nur tapfer, wenn der Tod eine nützliche Sache iſt, und uns ereilt, wie ein Gegner auf einem Schlachtfelde, nicht aber wenn er wie ein Räuber uns im Verborgenen tödtet und unſerm Leichname das nimmt, was wir ihm verweigern.

Taſſart von Guines that daher das, was die von ihm verlangten, welche ihn gefangen genommen hatten;

um ihn dafür zu belohnen, ließen ihn die Engländer, welche wieder nach Hennebon aufbrachen, als Commandanten der Stadt, sie trieben indessen das Vertrauen nicht so weit, um nicht ihre Besatzung mit einer hinlänglichen Anzahl von Mannschaft zu vermehren, um ihn in den neuen Entschlüssen zu erhalten, die er gefaßt hatte.

Als Karl von Blois erfuhr, was sich zugetragen hatte, schwur er, daß dem nicht so sein sollte; er entbot daher in der Bretagne und in der Normandie die Herren, welche zu seiner Partei gehörten, und zog eine so große Menge von Kriegern zusammen, daß er wohl sechszehn Hundert eiserne Panzer und zwölf Tausend Fußsoldaten versammelte.

Es befanden sich in diesem Heere wohl vier Hundert Ritter, von denen zum Mindesten drei und zwanzig Baronets waren, welche auf der Stelle La Roche de Rien belagerten.

Die Ausgewanderten, welche sahen, daß sie nicht stark genug wären, sich gegen eine so große Masse von Leuten zu halten, sandten Boten auf Boten an die Gräfin von Montfort ab, um sie um Unterstützung zu bitten.

Die Gräfin zog gleichfalls Tausend eiserne Panzer und acht Tausend Fußsoldaten zusammen, deren Anführung sie Thomas von Angourne, Johann von Hartuelle und Tanguy du Chastel übergab.

Als sie aufbrachen, sagten die drei Ritter zu ihr, daß sie nicht zurückkehren würden, ohne daß die Belagerung aufgehoben sei.

Als die Leute der Gräfin ſich zwei Stunden weit von dem Franzöſiſchen Heere befanden, ſchlugen ſie ihr Lager an dem Fluſſe Pauli mit der Abſicht auf, am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern; als ſie aber ein Wenig Ruhe genoſſen hatten, vermogten Meſſire Thomas von Angourne und Johann von Hartuelle nicht länger ruhig zu bleiben, und indem ſie ohngefähr die Hälfte ihrer Leute mit ſich nahmen, ließen ſie dieſelben ſich rüſten und geräuſchlos zu Pferde ſteigen, und Schlag Mitternacht fielen ſie über einen der Flügel von dem Heere Karls von Blois her.

Sie verurſachten darin einen großen Schaden, indem ſie niederwarfen und tödteten; aber ſie verſtanden nicht, ſich zur rechten Zeit zurückzuziehen, ſo daß das ganze Heer ſich gleichfalls rüſten konnte und ſie die Schlacht annehmen mußten, welche ihnen neue und friſche Truppen lieferten.

Nun waren es alſo die Engländer, welche wichen.

Meſſire Thomas von Angourne wurde gefangen genommen und zwei Mal verwundet, und blieb in der Gewalt der Franzoſen; Johann von Hartuelle gelang es, mit einigen ſeiner Leute zu entkommen, aber der größte Theil blieb todt oder gefangen.

Johann und ſeine Begleiter kehrten zurück, um Tanguy dieſe traurige Nachricht gerade in dem Augenblicke zu melden, wo der Sir Garnier von Quadudal, der nicht früher hatte kommen können, mit Hundert Panzern anlangte.

—Was geht vor? fragte der Neuankommende.

Man erzählte ihm die Niederlage, welche die Leute der Gräfin erlitten hätten.

—Iſt es nur das? ſagte er.

—Ihr habt gut ſprechen, ſagte Johann von Hartuelle; man ſieht wohl, Meſſire, daß Ihr ſo eben ankommt, und nicht wie wir dreizehn Hundert Mann auf dem Rücken hattet.

—Nun denn! erwiderte Garnier, wißt Ihr, was uns zu thun übrig bleibt?

—Sagt.

—Werdet Ihr meinen Rath befolgen?

—Wenn er gut iſt.

—Laßt ſogleich alle Eure Leute zu Roß und zu Fuß ſich rüſten. Eure Feinde ruhen ſich von ihrem Siege aus und erwarten Euch zuverläſſig in dieſem Augenblicke nicht. Laßt uns ihr Vertrauen benutzen und über ihr Heer herfallen; ich ſtehe Euch für das Gelingen.

Der Rath war gut. Er wurde angenommen.

Jedermann griff zu den Waffen.

Die, welche zu Pferde waren, zogen voraus; die Fußſoldaten folgten ihnen.

Die Sonnne ging in dem Augenblicke auf, wo ſie über das Franzöſiſche Lager herfielen, deſſen Soldaten ſchliefen und ſich in vollkommener Sorgloſigkeit ausruhten.

Die Engländer begannen damit, ihre Zelte und Hütten abzureißen; ſie tödteten nach ihrem Gefallen, ſo daß es weit eher einer Metzelei, als einer Schlacht glich. Mehr als zwei Hundert Franzöſiſche Ritter blieben mit vier Tauſend andern Leuten auf dem Platze. Karl von Blois und

alle Tapferen der Bretagne und der Normandie wurden gefangen genommen.

Was Thomas von Angourne anbelangt, so hatte man nicht nöthig, ihn wiederzunehmen; er ging allein wieder zu seinen Waffengefährten, so daß er sich nicht über seine lange Gefangenschaft zu beklagen hatte.

Niemals war es Feinden verliehen worden, in so kurzer Zeit so viele tapfere und edle Leute zu tödten, denn Messire Karl von Blois verlor dort die Blüthe seines Landes.

Das war ein großer Sieg für die Gräfin von Montfort, und man hätte glauben können, daß die Gefangennahme Karls von Blois den Feindseligkeiten ein Ende machen würde; aber die Herzogin von Bretagne, seine Gattin, übernahm die Anwartschaft, und der Krieg fand zwischen diesen beiden Damen statt, der Herzogin von Bretagne und der Gräfin von Montfort.

Lassen wir jetzt die Einen über dieses Abenteuer verzweifeln und die Andern sich darüber freuen, und kehren wir zu dem Könige Philipp zurück, der geschlagen war, nach welcher Seite er sich auch wenden mogte.

Der König von Frankreich, welcher die Beharrlichkeit sah, mit welcher Eduard die Belagerung von Calais fortsetzte, und jeden Tag erfuhr, was die Belagerten zu leiden hatten, dachte daran, dem mit einem Male ein Ende zu machen und Eduard anzugreifen und wenn es möglich wäre, ihn zu zwingen, die Belagerung aufzuheben.

Er befahl daher in seinem ganzen Reiche, daß alle

Ritter und Knappen ſich in der Stadt Amiens, oder in deren Nähe am Pfingſtfeſte einfinden ſollten.

Niemand fehlte gegen dieſe Aufforderung, Alle fanden ſich bei dem Rendezvous ein, denn welche Wunde man ihm auch zufügte, welche Niederlagen es auch erlitt, Frankreich war mit ſo guten und ſo biedern Rittern verſehen, daß es niemals davon entblößt werden konnte.

Dort fanden ſich alſo der Herzog von der Normandie ein, der älteſte Sohn des Königs, der die Waffen nicht eher wieder hatte ergreifen wollen, als bis man Walter von Mauny freigelaſſen hätte.

Der Herzog von Orleans, ſein zweiter Sohn.

Der Herzogs Eudes von Burgund, der Herzog von Bourbon, der Graf von Foix, Meſſire Ludwig von Savoyen, Meſſire Johann von Hainault, der Graf von Armagnac, der Graf von Foreſt, der Graf von Valentinois, und ſo viele Grafen und Barone, daß es zu viel wäre, ſie anzuführen.

Als Alle verſammelt waren und die Berathung eröffnet wurde, um zu wiſſen, wie man die von Calais verſtärken könnte, wurde erkannt, daß das ſo lange unmöglich wäre, bis ein Bündniß mit den Flamändern geſchloſſen und den Franzoſen ein Hafen nach der Seite von Gravelines eröffnet wäre.

Philipp VI. ſandte daher ſogleich Abgeſandte nach Flandern, um mit den Flamändern zu unterhandeln.

Aber der König von England hatte zu jener Zeit ſo viele Freunde in Flandern, daß ſie niemals ſeinem Gegner dieſe Artigkeit bewilligt hätten.

Und dennoch waren die Anträge deſſelben ſchön.

Er bot in der That an, den auf Flandern geworfenen Bann aufheben zu laſſen.

Darin das Korn während ſechs Jahren zu einem ſehr niedrigen Preiſe zu unterhalten.

Ihnen die Franzöſiſche Wolle überbringen zu laſſen, welche ſie mit dem Vorrechte verarbeiten würden, die aus dieſer Wolle angefertigten Tücher ausſchließlich vor allen andern in Frankreich zu verkaufen, ſo lange als ſie deren liefern könnten.

Ihnen die Städte Lille und Bethune zurückzugeben.

Sie gegen Alle und Jeden zu vertheidigen, und ihnen zur Sicherheit dieſes Verſprechens große Summen Geldes zu überſenden.

Endlich vortheilhafte Stellen den jungen Leuten von Stande zu geben, die kein ausreichendes Vermögen genöſſen.

Die Flamänder ſchenkten dieſen Verſprechungen keinen Glauben und wieſen ſie zurück, indem ſie ſagten, daß der König von Frankreich nur verſpräche, um zu erlangen.

Als Philipp das ſah, wollte er dennoch ſein Unternehmen nicht aufgeben, und nicht umſonſt ſo viele edle und tapfere Ritter haben kommen laſſen.

Er meldete daher, daß man von der Seite von Boulogne vorrücken würde.

Der König von England, der dort ſeine Belagerung hielt, und der täglich nachforſchte, um zu wiſſen, wie er Calais am Beſten zwingen könnte, hatte wohl ſagen hören, daß der König Philipp große Rüſtungen machte und

gegen ihn ins Feld ziehen wollte, so daß er, da er nicht ohne Unbesonnenheit auf der einen Seite angreifen konnte, wo er auf dem Punkte stand, auf der andern angegriffen zu werden, reiflich zu überlegen hatte.

Was ihn Geduld fassen ließ, das war, daß die Stadt Calais schlecht mit Lebensmitteln versehen war, denn die beiden Schiffer hatten trotz ihrer Gewandtheit und ihrem Eifer große Mühe, die Stadt zu unterhalten.

Nun ließ Eduard, um ihnen den Weg zur See zu versperren, ein hohes und großes Kastell errichten, und es so wohl besetzen, daß man es nicht angreifen konnte.

Dieses Kastell befand sich auf einer Landzunge an der Mündung der Havre, ohngefähr da, wo sich jetzt der Risban befindet.

Einige Zeit nach der Erbauung dieses Kastells erfuhren die Engländer, daß sich ein Transport von Lebensmitteln für die Besatzung von Calais auf der See befände; Walter von Maunh, der Graf von Oxford, von Norhanton, von Pembroke, und mehrere Andere schifften sich am Tage nach Sanct Johannis mit einer Abtheilung Truppen ein, und begegneten diesem Transporte diesseits Crotoy.

Er bestand aus vier und vierzig Schiffen von derselben Größe, unter denen zehn Galeeren waren, welche sogleich in die hohe See stachen. Mehrere flüchteten sich nach Crotoy, aber es befanden sich darunter zwölf, welche scheiterten, und deren Mannschaft umkam.

Am folgenden Morgen sahen die Engländer mit Tagesandruch zwei Schiffe aus Calais aussegeln, auf welche

ſie ſogleich Jagd machten. Das eine kehrte in den Hafen zurück, das andere ſcheiterte, und man nahm dabei den Kapitain der Genueſiſchen Galeeren, ſiebenzehn Genueſen und ohngefähr vier Hundert andere Perſonen gefangen.

In dem Augenblicke, wo er auf dem Punkte ſtand, gefangen zu werden, warf der Kapitain einen an ein Beil befeſtigten Brief ins Meer, den der Gouverneur an den König von Frankreich ſchrieb.

Das, was er gethan hatte, war Walter von Mauny nicht entgangen, der auf der Stelle einſah, von welcher Wichtigkeit dieſer Brief ſein müßte.

Am folgenden Morgen in dem Augenblicke der Ebbe, irrte ein Mann an den Ufern des Meeres mit einer groſſen Angſt herum, dieſer Mann folgte den ſich von ihm entfernenden Wellen mit dem Auge, und unterſuchte im voraus die Tiefe der Wellen, welche entflohen.

Dieſer Mann war Walter von Mauny, dem es, nach dem Orte zu urtheilen, wo der Brief geworfen worden war, am Tage zuvor geſchienen hatte, daß das Meer ihn am folgenden Tage, wenn es ſich zurückzöge, offen auf dem Sande laſſen müßte.

Walter hatte ſich nicht geirrt.

Er ſtieß plötzlich einen Freudenſchrei aus, er hatte das Beil erblickt, an welchem das Papier befeſtigt worden war, und das Papier befand ſich noch daran.

Er bemächtigte ſich ſeiner und las Folgendes:

„Sehr theurer und ſehr geliebter Herr!

Ich empfehle mich Euch ſo lange, als ich es vermag. Wenn es Euch beliebt, den Zuſtand Eurer Stadt

Calais zu erfahren, ſo wißt, daß in dem Augenblicke, wo wir dieſen Brief ſchreiben, wir noch alle munter und geſund ſind, und daß wir den Willen bewahren, Euch zu dienen, und Alles das zu thun, was zu ihrer und zu Eurem Nutzen beitragen kann.

Aber leider! ſehr theurer und ſehr geliebter Herr, wißt, daß wenn die Leute noch geſund ſind, die Stadt weit davon entfernt iſt, es wie die Leute zu ſein; es fehlt ihr an Korn, an Wein, an Fleiſch; wißt, daß wir ſchon ſo weit gekommen ſind, die Hunde, die Katzen und Pferde zu eſſen, und daß, wenn das noch ein Wenig ſo fortdauert, wir die Menſchen eſſen werden, da Ihr uns geſchrieben habt, die Stadt ſo lange zu halten, wie es in ihr Etwas zu eſſen geben würde.

Jetzt haben wir keine Lebensmittel mehr.

Wir haben daher beſchloſſen, wenn wir keine ſchnelle Hilfe erhalten, aus der Stadt auszufallen, um zu leben oder zu ſterben, denn wir wollen lieber kämpfend ſterben, als indem wir uns einander verzehren.

Deshalb, ſehr theurer und ſehr geehrter Herr, helft dem ab, wenn das in Eurer Gewalt ſteht, denn dieſer Brief wird der letzte ſein, den Ihr von uns werdet empfangen können, und Eure Stadt wird verloren ſein, wie wir, die wir darin ſind."

XVII.

Nachdem er Kenntniß von dieſem Briefe genommen, that der König von England ſo viel, daß er von den Flamändern erlangte, daß ſie in der Zahl von Hundert Tauſend Flandern verließen und die feſte Stadt Aire belagerten, was ſie nicht thaten, ohne vorher die Gegend zu verheeren, welche ſie zu durchziehen hatten, bevor ſie nach dieſer Stadt gelangten.

So verbrannten ſie Saint Venant, Mureville, la Gorgne, Eſtelle, le Ventis und eine Grenzſtadt, die man Löwen nennt, bis zu den Thoren von Saint Omer und von Saint Therouenne.

Als der König von Frankreich das ſah, ſchlug er ſein Quartier in der Stadt Arras auf, und ſandte eine große Anzahl von Kriegern ab, um die Beſatzungen der Grafſchaft Artois zu verſtärken. Er ſandte Karl von

Spanien dahin, welcher damals in Saint Omer einſtweilen die Stelle eines Connetable verſah, denn der Graf von Eu und von Guines, welcher Connetable von Frankreich war, war, wie man ſich erinnern muß, Gefangener des Königs von England.

Als die Flamänder die unteren Grenzen von Löwen durchzogen hatten, beſchloß der König Philipp, mit ſeinem ganzen Heere vor Calais zu gehen, denn obgleich der Brief Johanns von Vienne ihm nicht zugekommen war, ſo zweifelte er dennoch nicht daran, daß die Belagerten in einem jammervollen Zuſtande wären, und er wollte alle ſeine Kräfte verſuchen, um ſie von dieſer Belagerung zu befreien.

Außerdem war es ihm nicht unbekannt, daß Eduard ihnen den Weg zur See geſperrt hatte, was nicht wenig dazu beitrug, den entſchiedenen Verluſt der Stadt herbeizuführen.

Philipp brach daher von Arras auf und ſchlug die Straße von Hesdin ein. Sein Heer nahm drei große Wegſtunden der Gegend ein.

Als der König ſich einen Tag in Hesdin ausgeruht hatte, kam er am folgenden Tage in Blangis an, wo er anhielt, um zu wiſſen, welchen Weg er einſchlagen ſollte. Als ſein Weg beſchloſſen war, brach er wieder mit allen ſeinen Leuten auf, die ſich wohl auf zwei Mal Hundert Tauſend Mann beliefen, und nachdem er durch die Grafſchaft Faukenbergue gezogen war, gelangte er geraden Weges auf den Berg von Sangattes zwiſchen Calais und Wiſſant.

Die Franzoſen verbargen ſich nicht, ſie ritten offen und mit fliegenden Bannern, wie als ob ſie einige Stunden ſpäter ſich ſchlagen müßten.

Als die von Calais dieſes mächtige Heer ſahen, waren ſie voll Jubel, denn ſie glaubten an ihre bevorſtehende Befreiung; als ſie aber die Franzoſen halten und ihr Lager aufſchlagen ſahen, ſtatt ihren Weg gegen die Engländer fortzuſetzen, waren ſie noch weit erzürnter als zuvor.

Als Eduard erfuhr, daß ſein königlicher Gegner mit großer Verſtärkung von Truppen heranzöge, um ihn anzugreifen und ihn vor der Stadt Calais zu belagern, die ihm bereits ſo viel gekoſtet hatte, und die ſo weit gekommen war, ſich nicht mehr lange halten zu können, ſuchte er natürlicher Weiſe alle Mittel, welche Philipp verhindern konnten, ſeinen Zweck zu erreichen.

Eduard wußte, daß der König nur auf zwei Wegen nach der Stadt Calais kommen oder ſich ihr nähern könnte; durch die Dünen, an dem Ufer des Meeres, oder oberhalb, wo es eine große Anzahl von Gräben, Torfmoore und Moräſte gab, welche dieſen Weg ohne eine Brücke ungangbar gemacht hätten, die man die Brücke von Nieulay nannte.

Nun that der König von England Folgendes:

Er ließ alle ſeine Schiffe ſich vor die Dünen zurückziehen, ließ genannte Schiffe mit Donnerbüchſen, Armbruſtſchützen, Bogenſchützen und Stutzen verſehen.

Er ſandte ſeinen Vetter, den Grafen von Derby, auf die Brücke von Nieulay mit einer großen Verſtärkung von Lanzen und Bogenſchützen, damit die Franzoſen keinen

andern Weg als die Moräſte hätten, die, wie wir geſagt haben, ungangbar waren.

Zwiſchen dem Berge von Sangattes und dem Meere der andern Seite befand ſich ein hoher Thurm, den zwei und dreißig Engliſche Bogenſchützen bewachten, und der an dieſem Orte zu mehrerer Sicherheit den Durchgang der Dünen gegen die Franzoſen vertheidigte.

Was den Thurm anbelangt, ſo war er durch doppelte und ſo ziemlich uneinnehmbare Gräben vertheidigt.

Als die Franzoſen ihr Lager auf dem Berge von Sangattes aufgeſchlagen hatten, erblickten die Leute der Gemeinden dieſen Thurm. Die von Dornik, welche wohl fünfzehn Hundert waren, kamen, um ihn anzugreifen. Sobald die Bogenſchützen, welche ihn bewachten, ſie herankommen ſahen, ſchoſſen ſie auf dieſelben und tödteten Einige davon.

Nun entſtand ein ſchrecklicher Angriff, denn die Engländer vertheidigten ſich eben ſo gut, als die Dorniker angriffen. Mit jeder Minute fiel einer der Belagerer, aber dieſe waren zahlreich und kehrten deshalb nur um ſo erzürnter zum Sturme zurück. Endlich gelangten ſie über die Gräben und kamen bis an die Erdſcholle, auf welcher der Thurm erbaut war.

Alle die, welche ſich darin befanden, wurden niedergemacht.

Dieſe erſte Heldenthat war für die Franzoſen von guter Vorbedeutung und verlieh ihnen Hoffnung.

Philipp ſandte daher auf der Stelle den Herrn von Beaujeu und den Herrn von Saint Venant ab, um nach-

zuſehen und zu unterſuchen, wie und auf welchem Wege ſein Heer am Leichteſten durchziehen könnte, um ſich den Engländern zu nähern und ſie anzugreifen.

Die beiden Marſchälle gingen hin und kehrten zurück, indem ſie das ſagten, was wir bereits wiſſen, nämlich daß ſie es nicht wagen könnten, ſich den Engländern zu nähern, ohne gewiß zu ſein, die meiſten ihrer Leute zu verlieren.

Am folgenden Tage ſandte Philipp auf den Rath ſeiner Marſchälle Boten an den König von England ab.

Dieſe Boten gingen über die Brücke von Nieulay, welche der Graf von Derby den Boten hatte öffnen laſſen.

Dieſe Boten waren: Gottfried von Chargny, Meſſire Veit von Nelle, der Sir von Beaujeu und Euſtachius von Ribeaumont.

Als ſie übergingen, waren die vier Ritter ſehr aufmerkſam und betrachteten, wie die Brücke bewacht wäre, was ihnen keine große Hoffnung gab, denn der Graf von Derby hatte die Bewachung dieſes Paſſes auf eine wundervolle Weiſe eingerichtet.

Die Geſandten fanden den König von ſeinen Baronen umringt, verneigten ſich, und Meſſire Euſtachius von Ribeaumont trat vor und nahm das Wort:

— Sire, ſagte er, der König von Frankreich ſendet uns an Euch ab, und meldet Euch, daß er auf dem Berge von Sangattes angehalten hat, um Euch anzugreifen; aber er vermag weder einen Weg zu ſehen, noch zu finden, auf welchem er bis zu Euch gelangen könnte;

er hat indeſſen ein großes Verlangen, ſeine Stadt Calais zu entſetzen. Er bittet Euch daher, ſeinen Rath mit dem Eurigen zu vereinigen, und man würde ſich über den Ort berathen, an welchem man ſich ſchlagen könnte. Das iſt es, Sire, was wir beauftragt waren, Euch in ſeinem Namen zu ſagen.

Eduard antwortete:

— Ich danke dem Könige Philipp VI., Euch an mich abgeſandt zu haben, denn ich kenne keinen Boten, den zu ſehen mir angenehmer wäre, als Euch, Meſſire Euſtachius von Ribeaumont.

Indeſſen kommt Ihr im Namen meines Gegners, der mit Unrecht ein Erbe zurückhält, das mir angehört.

Sagt ihm daher, Meſſire, daß ich ſeit einem Jahre hier bin; daß er früher kommen konnte; daß er es nicht gethan hat, und mich dem zu Folge eine ganze Stadt hat bauen und mich große Summen hatte ausgeben laſſen. Binnen Kurzem werde ich Herr der Stadt ſein, es iſt daher nicht der Moment, das Ungewiſſe einer Schlacht zu wagen, wo ich hier die Gewißheit eines Sieges habe. Sagt ihm übrigens, daß er ſich nicht abſchrecken laſſen mögte, und daß, wenn er noch keinen Weg gefunden hat, er ſuchen möge und vielleicht einen finden würde.

Die Abgeſandten ſahen wohl, daß ſie keine andere Antwort erlangen würden, und ſie zogen ſich zurück.

Der König ließ ſie bis an das Ende der Brücke zurückbegleiten, und ſie berichteten Philipp das, was ihnen geantwortet worden war, was den König von Frankreich

in eine große Bestürzung versetzte, denn es gab kein menschliches Mittel mehr, Calais zu retten.

Während dieser Zeit kamen, von dem Papste Clemens abgesandt, zwei Legaten an, welche Hannibal Celcano, Bischof von Tusculum, und Stephan Aubert, Kardinal mit dem Titel Sanct Johannes und Sanct Paulus waren. Verschiedene Versuche waren bereits von Clemens VI. angestellt worden, der seit dem Anfange des Krieges nicht aufgehört hatte zu trachten, die beiden Könige zu versöhnen. Er war sogar so weit gegangen, an Eduard zu schreiben, indem er ihm sein Erstaunen über die wenige Rücksicht zeigte, welche dieser Fürst für die Eröffnungen gehabt hätte, welche ihm von seinen Legaten gemacht worden wären, Briefe, auf welche der König von England geantwortet hatte, indem er sich über den Vorwurf rechtfertigte, der an ihn gerichtet war, daß er bereit wäre, Frieden zu schließen, mit Ausnahme seines Rechtes auf die Krone von Frankreich, die er als sein rechtmäßiges Erbe betrachtete.

Die beiden Kardinäle erlangten eben so wenig, als Philipp, daß Eduard die Belagerung von Calais aufhöbe; Alles was sie zu thun vermogten, war, einen Waffenstillstand von einigen Tagen zu verschaffen, und von jeder Seite vier Herren einzusetzen, welche sich vereinigen und den Frieden unterhandeln sollten.

Von Seiten des Königs von Frankreich waren es der Herzog von Bourbon und von Athen, der Kanzler von Frankreich, der Sir von Offremont und Gottfried von Chargny.

Von Seiten der Engländer: der Graf von Derby, der Graf von Norhanton, Meſſire Reinald von Cobehen und Meſſire Walter von Maunh.

Was die beiden Kardinäle anbelangt, ſo waren ſie die Vermittler und gingen von einem Rathe zu dem andern.

Drei Tage lang unterhandelte man, und am dritten Tage war man noch zu keinem Zwecke gekommen.

Der König von England benutzte alle dieſe Friſten, um ſein Heer auszuruhen und große Gräben in den Dünen machen zu laſſen, damit die Franzoſen ſie nicht überrumpeln könnten.

Die von Calais, welche während dieſer Zeit faſteten, ſahen alle dieſe Unterhandlungen mit Kummer, denn ſie verſpäteten die Stunde ihrer Befreiung nur, ſei es nun, daß man ſie nähme, oder daß ſie ſich ergäben.

Als Philipp wohl ſah, daß Nichts von England zu erlangen wäre, daß er Calais nicht befreien könnte, daß ſein Heer nicht allein nutzlos, ſondern auch noch verderblich wäre, befahl er aufzubrechen, und am 2. Auguſt Morgens ließ er die Zelte zuſammenſchlagen, das Gepäck aufpacken, und begab ſich nach der Gegend von Amiens auf den Weg, nachdem er ſein ganzes Heer verabſchiedet hatte.

Als die von Calais den Aufbruch der Franzoſen ſahen, waren ſie darüber bis auf den Grund der Seele betrübt, und es gab kein noch ſo hartes Herz, das nicht bei dem Anblicke ihrer Verzweiflung Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Wie man sich wohl denken wird, verloren die Engländer bei diesem Aufbruche Nichts. Sie folgten dem Nachzuge des Heeres, und führten Wagen, Betten, Wein und Gefangene in das Lager des Königs von England zurück.

Als die von Calais sich so verlassen sahen, und die Hilfe, auf die sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, ihnen fehlte, waren sie in so großer Betrübniß, daß sie Rath hielten und sich zu ergeben beschlossen, indem sie sagten, daß es am Ende besser wäre, sich zu ergeben und dem Gutdünken des Königs von England anheim zu stellen, als Alle vor Hunger zu sterben, was ihn nachher nicht verhindern würde, in die Stadt einzuziehen, wenn die Bewohner nur noch Leichen wären.

Sie gingen daher zu Johann von Vienne und baten ihn, wegen der Uebergabe zu unterhandeln.

Dieser ließ sich lange bitten, aber am Ende sah er ein, daß er eines Tages für das Leben aller dieser Leute verantwortlich wäre, wenn er ihnen das nicht bewilligte, was sie von ihm verlangten, und indem er auf die Zinnen der Stadtmauer stieg, gab er denen außerhalb ein Zeichen, daß er mit ihnen sprechen wollte.

XVIII.

—Endlich, ſagte Eduard, als er dieſe Nachrichten erfuhr, und er ſandte Meſſire Walter von Mauny und den Herrn von Baſſet ab, um zu ſehen, was Johann von Vienne wollte.

Als die beiden Ritter bei dem Feldherrn waren, ſagte dieſer zu ihnen:

—Liebe Herren, Ihr ſeid tapfere, in Angelegenheiten der Waffen und des Krieges erfahrene Ritter. Ihr wißt, daß der König von Frankreich, der unſer Herr iſt, uns hierhergeſandt und uns befohlen hat, dieſe Stadt und dieſe Feſte ſo zu bewahren, daß weder Tadel für uns, noch Nachtheil für ihn daraus entſtände. Wir haben Alles das gethan, was wir vermogt haben. Unſere Hilfe fehlte uns, und Ihr habt uns ſo eng eingeſchloſſen, daß wir keine Lebensmittel haben. Wir müßten Alle vor Hun-

ger ſterben, wenn Euer huldreicher König kein Mitleid mit uns hat. Liebe Herren, wollt ihn daher bitten, daß er Erbarmen mit uns habe, und daß er uns Alle ſo abziehen ließe, wie wir ſind. Er wird unſere Stadt, die Feſtung und alle ihre Reichthümer nehmen. Er wird deren genug finden.

Nun antwortete Walter von Mauny dem Feldherrn:

— Meſſire Johann, Meſſire Johann, wir wiſſen einen Theil der Abſicht des Königs, unſeres Herrn, denn er hat ſie uns geſagt. So wißt denn, daß er nicht will, daß Ihr ſo abzieht, wie Ihr es verlangt. Seine Abſicht iſt, daß Ihr Euch in ſeine Gewalt übergebt, damit er Löſegeld auf die ſetze, welche ihm belieben wird, oder ſie ſterben laſſe, wenn er das vorzieht; denn dieſe Belagerung hat ihm ſo viel Leute und Geld gekoſtet, daß er mit jedem Tage erzürnter iſt.

— Das wäre zu hart für uns, wenn wir in das willigten, was Ihr ſagt, antwortete Meſſire Johann von Vienne. Wir ſind hier einige Ritter und Knappen, die unſerem Herrn gedient haben, wie Ihr dem Eurigen dient, und die wir ſogar mehr für ihn gelitten haben, als Ihr für den König von England, aber müßten wir auch noch mehr leiden, ſo werden wir doch nicht zugeben, daß der geringſte Menſch oder der gemeinſte Knecht der Stadt ein anderes Uebel hätte, als der größte unter uns. Wir bitten Euch daher ganz einfach, Meſſire, dem Könige von England zu ſagen, daß er Erbarmen mit uns haben mögte.

— Bei meiner Treue, ſagte Walter, durch dieſe edle Antwort gerührt, ich werde es mit Vergnügen thun, Sir, und wenn der König mir folgen will, ſo werdet Ihr Euch Alle gut dabei befinden.

Nun entfernten ſich Walter von Mauny und ſein Begleiter, indem ſie Johann von Vienne auf den Wällen ließen, der die Antwort des Königs Eduard erwartete.

Als die beiden Geſandten in das Zimmer des Königs zurückkehrten, fanden ſie ihn mit dem Grafen von Derby, dem Grafen von Norhanton, dem Grafen von Arundel und mehreren anderen Engliſchen Baronen.

— Sire, ſagte nun Walter, wir haben den Auftrag ausgeführt, den Ihr uns gegeben hattet. Wir haben Meſſire Johann von Vienne geneigt gefunden, Euch die Stadt und die Feſtung zu übergeben, wenn Ihr ihm und den andern Bewohnern von Calais das Leben bewilligen wollt.

— Und was habt Ihr geantwortet? fragte der König.

— Ich habe geantwortet, gnädiger Herr, ſagte Meſſire Walter von Mauny, daß Ihr Nichts thun würdet, wenn ſie ſich nicht ganz einfach Eurem Willen ergäben, um zu leben oder um zu ſterben, je nachdem es Euch beliebt. Aber, fügte der Ritter hinzu, als ich das geſagt hatte, Sire, antwortete mir Johann von Vienne, daß, bevor es zu dieſer Uebergabe käme, er und ſeine

Gefährten ihr Leben theuer und weit theurer verkaufen würden, als es jemals ein Ritter gethan hätte.

— Indeſſen, äußerte der König, habe ich weder den Willen, noch die Hoffnung, etwas Anderes zu bewilligen.

Nun nahm Walter von Maunh den König bei Seite und ſagte zu ihm:

— Gnädiger Herr, darin gebt Ihr uns ein böſes Beiſpiel und Ihr könnt wohl Unrecht haben, denn wenn Ihr uns in irgend eine Eurer Feſtungen ſenden wolltet, ſo würden wir nicht ſo gern hingehen, wenn Ihr dieſe Leute umbringen laßt, denn wir würden zu fürchten haben, daß der Feind nicht gnädiger wäre, als Ihr, und daß er uns im eintretenden Falle behandeln mögte, wie Ihr die von Calais behandelt.

Dieſe Rede beſänftigte den Zorn des Königs ſehr, um ſo mehr, als die Barone, die er zu Rathe zog, der Meinung Walters waren.

Der König erwiderte daher:

— Meine Herren, ich will nicht ganz allein gegen Euch Alle ſein. Walter, Ihr werdet wieder zu denen von Calais gehen und ihnen ſagen, daß die größte Gnade, welche ſie von mir erlangen könnte, folgende ſei: daß ſechs der angeſehenſten Bürger der Stadt Calais mit dem Stricke um den Hals und den Schlüſſeln der Stadt und der Feſtung in ihren Händen kämen, ſich zu meiner Verfügung zu ſtellen. Ich werde mit ihnen nach meinem Gutdünken verfahren und die übrigen in Gnaden aufnehmen.

Bei dieſen Worten verließ Walter von Mauny den König und ging wieder zu Meſſire Johann von Vienne, der ihn erwartete, und dem er Wort vor Wort das berichtete, was Eduard ihm geſagt hatte, indem er hinzufügte, daß dieſe Bewilligung die einzige wäre, die er hätte erlangen können.

—Ich glaube Euch, Meſſire, erwiderte Johann von Vienne, und ich bitte Euch, hier zu bleiben, bis daß ich dieſe Antwort der Gemeinde der Stadt mitgetheilt habe, denn ich bin nur ihr Abgeſandter und an ihnen iſt es, zu berathen, ob ſie das, was ihnen der König von England anbietet, annehmen oder nicht annehmen dürfen.

Hierauf kehrte Johann von Vienne in die Stadt zurück, ließ die Glocken läuten, um die Leute aller Stände zu verſammeln, und begab ſich auf den Marktplatz.

Bei dem Läuten der Glocke eilten Männer und Frauen herbei, denn alle wünſchten die Nachrichten zu erfahren, wie es ſich für durch eine lange Belagerung erſchöpfte Leute geziemt.

Als ſie Alle gekommen und verſammelt waren, berichtete ihnen Johann von Vienne das, was ihm Walter von Mauny ſo eben geſagt hatte, und verlangte eine ſchnelle und kurze Antwort von ihnen.

Als dieſer Bericht angehört, begannen ſie Alle zu weinen und zu ſchreien, ſo daß die Feinde Erbarmen mit ihnen gehabt hätten, wenn ſie dieſelben hätten ſehen

können. Es war daher unmöglich, die erwartete Antwort zu erlangen.

Was Johann von Vienne anbelangt, so machte er es wie Jedermann; er weinte.

Einige Augenblicke verflossen in dieser allgemeinen Verzweiflung, und ein Mann, der die Menge spaltete, stieg auf einen Eckstein und sagte:

—Es wäre ein großer Schaden, ein ganzes Volk sterben zu lassen, wenn es ein Mittel gibt, es zu retten, und es hieße an Gott und an seiner Gnade zweifeln, dieses Mittel nicht anzunehmen. Was mich anbetrifft, so habe ich ein so großes Vertrauen, Gnade bei dem Herrn zu erlangen, wenn ich für eine so edle Sache sterbe, daß ich der erste sein will, mich zu opfern. Ich werde also, ich, Eustachius von Saint Pierre, ohne andere Kleidung, als mein Hemd und den Strick um den Hals, hingehen, mich zu der Verfügung des Königs von England zu stellen.

Alle warfen sich nun dem zu Füßen, der so gesprochen hatte, und ein anderer Bürger, Namens Johann von Aire, stand nun auch auf und sagte, daß er ihn begleiten würde, dann ein dritter, Namens Peter von Wissaut, dann der Bruder desselben, dann ein fünfter, dann ein sechster, deren Namen die undankbare Geschichte nicht aufbewahrt hat.

Als die sechs Opfer bereit waren, bestieg Johann von Vienne einen Zelter und begab sich nach dem Stadtthore, indem ihm zuerst die sechs Bürger und dann die

ganze Bevölkerung folgte, deren Frauen und Kinder weinten, indem ſie die Hände rangen.

Das Thor wurde aufgemacht. Johann von Vienne und ſeine ſechs Begleiter verließen die Stadt, und das Thor ſchloß ſich wieder hinter ihnen.

Nun ſagte Johann von Vienne zu Walter von Mauny, der ihn auf dem Walle erwartete:

—Meſſire, ich überliefere Euch als Gouverneur von Calais und mit der Einwilligung des armen Volkes dieſer Stadt dieſe ſechs Bürger, indem ich Euch ſchwöre, daß ſie bis auf dieſen Tag die ehrenwertheſten und angeſehenſten der Stadt ſind und geweſen ſind; ich beſchwöre Euch, edler Sir, daß Ihr für ſie bei dem Könige von England bitten wollt und daß dieſe wackeren Leute nicht das Leben verlieren.

—Ich weiß nicht, was der gnädige Herr thun wird, antwortete Walter; aber dafür kann ich bürgen, daß ich meine ganze Gewalt über ihn anwenden werde, um die Begnadigung derer zu erlangen, die ich ihm zuführe, und die ſich auf eine ſo edle und ſo ſchnelle Weiſe geopfert haben.

Nun wurde der Schlagbaum geöffnet, und die ſechs Bürger zogen in dem Zuſtande aus, den wir geſagt haben.

Zu der Stunde, in welcher ſie vor Eduard erſchienen, befand ſich dieſer in großer Geſellſchaft von Grafen, Baronen und Rittern in ſeinem Zimmer.

Als er erfuhr, daß es die von ihm verlangten ſechs Bürger wären, welche ankämen, ging er von allen den

Großen begleitet, welche sich in seinem Zimmer bei ihm befanden, auf den Platz vor seiner Wohnung.

In einem Augenblicke war der Platz voll Leute, die neugierig waren, wie dieses unerwartete Drama sich endigen würde, und selbst die Königin von England, obgleich sie schwanger und dem Momente ihrer Entbindung nahe war, begleitete ihren Herrn.

— Sire, sagte Walter von Maunh, hier sind die Vertreter der Stadt Calais zu Eurer Verfügung.

Ein Lächeln des Triumphes trat auf die Lippen des Königs, denn er haßte die Bewohner von Calais wirklich wegen des Schadens, den sie ihm ehedem auf der See verursacht hatten.

Die sechs Bürger warfen sich vor dem Könige auf die Knie und sagten zu ihm:

— Edler Sire, wir alle sechs sind Altbürger von Calais und Großhändler. Wir überbringen Euch die Schlüssel der Stadt Calais, und überliefern Euch uns in dem Zustande, in welchem Ihr uns seht, damit Ihr den Rest unserer Mitbürger verschont, die so viel durch die Belagerung gelitten haben, die Ihr uns habt ausstehen lassen.

Gewiß gab es in diesem Augenblicke auf dem ganzen Platze keinen Menschen von Gefühl, der sich hätte enthalten können, Thränen des Mitleidens zu vergießen.

Der König dagegen blickte diese Männer zornig an, und er war dermaßen erzürnt, daß er kein Wort auszusprechen vermogte.

Endlich gelang es ihm, diesen Zorn zu bemeistern, und er sagte:

— Es iſt gut. Führt dieſe Leute fort und man enthaupte ſie.

Alle Barone, welche anweſend waren, warfen ſich weinend vor dem Könige auf die Knie und baten ihn um die Begnadigung dieſer Unglücklichen, aber Eduard wollte auf Niemand hören.

Walter von Maunh, der ſich von dem Könige geliebt wußte, nahm nun das Wort, und ſagte zu ihm:

— Ah! Sire, wollt Euren Zorn beſänftigen und Euch des Rufes erinnern, in welchem Euer Edelmuth und Eure Gnade ſteht, der bei dieſer Veranlaſſung nicht befleckt werden darf. Jedermann wird es für eine unnöthige Grauſamkeit halten, Sire, daß Ihr Leute ohne Vertheidigung ſterben laßt, die ſich geopfert haben, um ihre Unglücksgefährten zu retten.

— Ich danke für Euren Rath, Meſſire, antwortete der König kalt, aber es wird geſchehen, wie ich geſagt habe. Die von Calais haben ſo viele meiner Leute ſterben laſſen, daß dieſe da auch ſterben müſſen. Man laſſe den Henker kommen, fügte der König hinzu.

In dem Augenblicke, wo man den Befehl des Königs ausführen wollte, näherte ſich ihm die Königin.

— Gnädiger Herr, ſagte ſie, als ich aus England gekommen bin, habt Ihr mir verſprochen, mir Alles das zu bewilligen, was ich von Euch verlangen würde, um mich für die Gefahren zu belohnen, die ich gelaufen habe, um zu Euch zu kommen. Ich habe noch Nichts von Euch verlangt, gnädiger Herr, aber heute fordere ich im Namen Eures Wortes die Begnadigung dieſer Männer von Euch.

Der König zögerte einige Zeit lang.

Es war augenſcheinlich, daß ein großer Kampf zwiſchen ſeinem Haſſe und ſeinem Verſprechen ſtattfand.

Endlich ſagte er, indem er mit der Hand über ſeine Stirn fuhr und wie mit Widerſtreben:

— Das iſt richtig, Madame. So nehmt denn dieſe Männer, und macht mit ihnen, was Euch gutdünkt.

XIX.

Ein Jahr nach den Ereigniſſen, welche wir ſo eben erzählt haben, das heißt, während der Nacht vom 31. Dezember 1349 auf den 1. Januar 1350, fand ein Feſt auf dem Schloſſe von Calais ſtatt.

Eine unermeßliche Tafel war gedeckt, und man erwartete nur noch die Gäſte, die man in den anſtoßenden Sälen ſprechen hörte. Unter dieſen Gäſten befand ſich Euſtachius von Ribeaumont, und der, welcher das Abendeſſen gab, war der König von England.

Wir werden ſehen, in Folge welcher Umſtände dieſes Abendeſſen ſtattfand.

Als Eduard der Königin Philippine die ſechs Bürger von Calais geſchenkt hatte, ſagte er zu Walter von Mauny:

— Ihr werdet Beſitz von der Stadt Calais nehmen, Meſſire. Ihr werdet alle Herren und Ritter gefangen neh-

men, die Ihr darin finden werdet, und ſie mir zuführen, damit ich ſie auf Löſegeld ſetze, es ſei denn, daß ſie ihr Wort geben, ſich zu ergeben, worauf Ihr ſie laſſen werdet, denn es ſind alle Edelleute, die nicht im Stande wären, ihr Wort zu brechen. Was die Söldlinge und alle die anbelangt, welche ſich nur ſchlagen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ſo werdet Ihr ſie fortſchicken, und ſie mögen frei abziehen, wohin ſie wollen, ſo auch Alles das, was Weiber, Männer und Kinder ſind, denn ich will dieſe Stadt nur allein mit Engländern wieder bevölkern.

Alles war ſo ausgeführt worden, wie es der König befohlen hatte, und zwei Marſchälle, welche Walter begleiteten, und höchſtens von Hundert Mann gefolgt, hatten Beſitz von Calais genommen, und Meſſire Johann von Vienne, Meſſire Baudouin von Bellebourne und die Andern zu Gefangenen gemacht.

Die Marſchälle hatten alle Rüſtungen der Söldlinge in die Halle bringen, ſie auf einen Haufen aufſtellen, und alle die geringen Leute aufbrechen laſſen.

Als die angeſehenſten Hotels geräumt worden waren, als das Schloß bereit war, Eduard, die Königin und alle Leute des Königs zu empfangen, hatte Walter ſeinen Herrn davon benachrichtigt, und dieſer war endlich unter Trommelſchlag, Trompetenſchall, und von Minneſängern begleitet, welche ſeinen Triumph beſangen, in Calais eingezogen.

Die Königin war glücklich von einer Tochter entbun-

den worden, welche Margarethe von Calais genannt wurde, und die ſpäterhin den Grafen von Pembroke heirathete.

Der König hatte die Hotels unter ſeine Ritter vertheilt, an Walter von Mauny, an den Baron von Staffort, an den Herrn von Cobehen, den Meſſire Bartholomäus von Brügge und an Andere.

Seine Abſicht war außerdem, ſobald er nach London zurückgekehrt wäre, ſechs und dreißig reiche und angeſehene Bürger ſeiner Hauptſtadt nach Calais zu ſenden.

Was die von dem Könige erbaute Stadt ſelbſt anbetrifft, ſo war ſie niedergeriſſen worden. Die Gefangenen wurden nach London geſandt, wo ſie ohngefähr ſechs Monate blieben, worauf ſie ihr Löſegeld bezahlten und abzogen.

Es war ein ſchmerzliches Schauſpiel, alle dieſe Leute arm und halbtodt vor Hunger aus ihrer Vaterſtadt aufbrechen zu ſehen, in welcher ſie zuvor Häuſer und Glücksgüter beſaßen, und die buchſtäblich nicht wußten, was aus ihnen werden würde.

Jetzt war es, wo Philipp von Valois, der den Bewohnern von Calais während der Belagerung nicht hatte zu Hilfe kommen können, ſich ihrer nachher erinnerte. Er that Alles, was in ſeiner Gewalt ſtand, um den Muth und die Treue dieſer Unglücklichen zu belohnen. Er erließ eine Verordnung, durch welche er alle freien Stellen denen unter ihnen bewilligte, welche ſich eine verleihen laſſen wollten.

Eine andere Verordnung war dieſer da vorausgegangen, durch welche er den aus ihrer Stadt vertriebenen Bewoh-

nern von Calais alle das Eigenthum bewilligte, das ihnen, aus welcher Urſache es auch ſein mögte, zufallen ſollte.

Er blieb dabei nicht ſtehen, und am 10. September bewilligte er ihnen durch eine neue Verordnung eine große Anzahl von Privilegien, die ihnen unter den folgenden Regierungen beſtätigt wurden.

Ein großer Theil der Verbannten hatte ſich nach Saint Omer zurückgezogen. Philipp war in Amiens geblieben und Eduard in Calais. Endlich war ein Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Königen geſchloſſen worden, ein Waffenſtillſtand, der keine Anwendung auf das Herzogthum Bretagne hatte, um welches die Herzogin von Bretagne und die Gräfin von Montfort ſich fortwährend bekriegten.

Der König von England war mit der Königin wieder abgereiſt, indem er Johann von Montgommery das Commando von Calais überließ. Bei ſeiner Rückkehr nach London war ſeine erſte Sorge geweſen, ſechs und dreißig reiche Bürger mit ihren Frauen und mit ihren Kindern, und mehr als drei Hundert andere Leute von geringerem Stande nach Calais zu ſenden.

Karl von Bretagne war nach England geführt und mit dem Könige von Schottland und dem Grafen von Moray ins Gefängniß geſetzt worden, aber Dank den Bitten der Frau Königin, hatte er die Freiheit, um London herum ſpazieren zu reiten, und konnte von Zeit zu Zeit eine Nacht außerhalb des Schloſſes zubringen.

Der Graf von Eu und von Guines war gleichfalls Gefangener in England, aber er war ein ſo artiger Ca-

valier, daß er überall, bei dem Könige und bei der Königin, bei den Baronen, bei den Damen und den Fräulein von England willkommen war.

Es war wohl ein Waffenstillstand zwischen den beiden Königen beschlossen worden, der König von Schottland war wohl gefangen genommen worden, aber das verhinderte Messire von Douglas, den tapferen Schottischen Ritter und die Schotten nicht, welche sich in dem Walde von Gedours hielten, überall gegen die Engländer Krieg zu führen, wo sie dieselben antrafen, und nicht auf den Waffenstillstand zu achten, den der König von Frankreich und der König von England mit einander hatten.

Auch anderswo schienen die, welche in der Gascogne, in Poitu, in Saintonge standen, Nichts von dem geschlossenen Waffenstillstande sprechen gehört zu haben. Sie eroberten mit List oder Gewalt, bei Nacht oder bei Tage, feste Städte und Schlösser von einander, und es fanden schöne Waffenthaten, bald auf der Seite der Engländer, bald auf der Seite der Franzosen statt.

Alle diese Scharmützel, diese Plünderungen, die einzelnen Schlachten erzeugten Arten von Räuber, welche, indem sie sich an die Spitze einiger Leute stellten, das Land verheerten, und bei diesem Gewerbe tüchtige und schöne Beute gewannen. Es befanden sich unter diesen Hauptleuten einige, welche wohl in dem Besitze von fünfzig bis sechszig Tausend Thalern waren, was ein wahres Vermögen bildete.

Sie hatten Belagerungs- und Schlachtpläne, welche eine natürliche Einfachheit auszeichneten.

Sie belauerten aus der Ferne ein gutes Schloß oder eine gute Stadt ein bis zwei Tage lang, dann verſammelten ſie zwanzig bis dreißig Räuber, und zogen ſowohl bei Tage, als bei Nacht und auf bedeckten Wegen aus, bis daß ſie in die Stadt oder in das Schloß drangen. Sie langten daſelbſt gerade mit Tagesanbruche an, und ſteckten ein bis zwei Häuſer in Brand. Die Bewohner der Stadt glaubten durch dieſen Anfang zum Mindeſten mit Tauſend Lanzen zu thun zu haben, und entflohen Hals über Kopf, indem ſie ihre Häuſer, ihre Kaſſen und ihre Kleinodien dieſen Räubern überließen, die mit ihrer Beute beladen ruhig davon zurückkehrten.

Das iſt es, was ſie in Dournac und noch in gar vielen andern Orten thaten.

Unter dieſen Räubern befanden ſich zwei, welche verdienen, daß ihre Geſchichte hier einen Platz findet.

Der erſte nannte ſich Bacon. Dieſer war aus Languedoc, und ein gewandter, ſchlauer und ehrgeiziger Mann.

Er worf ſein Auge auf das Schloß Bombourne in der Gegend von Limoges, brach mit dreißig Mann auf, erſtieg es, nahm es, brachte Alle die um, welche es bewohnten, mit Ausnahme des Herrn, den er in ſeinem eigenen Schloſſe bewachte, und der ihn am Ende ſein Löſegeld mit vier und zwanzig Tauſend Thalern bezahlte, die er baar bezahlte, denn Meſſire Bacon war kein Edelmann, und hätte ihm keinen Credit gegeben.

Das war nicht Alles.

Bacon behielt das Schloß in den Kauf, verſtärkte es

gut mit Mannschaft, Waffen und Lebensmitteln, und verheerte die umliegende Gegend.

Als der König von Frankreich die Heldenthaten dieses Räubers erfuhr, beschied er ihn zu sich; statt ihn verhaften und hängen zu lassen, kaufte er ihm sein Schloß um zwanzig Tausend Thaler ab, machte ihn zu seinem Wappenherolde und hielt ihn in großen Ehren.

Was ein Beweis ist, daß schon zu jenen Zeiten die Kraft am Ende immer ihre Belohnung fand.

Der zweite war ein vielleicht weit verwegenerer, vielleicht weit schlauerer Schelm, aber zuverlässig weniger ehrgeizig, als der andere, zum Mindesten hatte er diesen Ehrgeiz nach dem Hof und Ehrenstellen nicht, welche Bacon angenommen hatte.

Dieser nannte sich Croquard, war anfangs ein armer Teufel und lange Zeit Page in dem Dienste des Herrn von Eule in Holland gewesen.

Als dieser Croquard anfing, groß zu werden, erhielt er seinen Abschied, ging nach der Bretagne und begab sich in den Dienst eines Hauptmannes. Er machte es so gut, daß, als bei einem Gefechte, welches stattfand, sein Herr getödtet wurde, seine Kameraden ihn an der Stelle dessen, der geblieben war, zum Hauptmann erwählten.

Das war Alles, was Croquard wollte.

Seit dieser Zeit erwarb er sich theils durch Beute, wie durch Lösegeld so viel, daß er sich eines Tages in dem Besitze von sechszig Tausend Thalern befand, ohne die Pferde zu rechnen, mit denen er gut versehen war,

denn er hatte deren in seinen Ställen wohl zwanzig bis dreißig gute Schlachtpferde.

Zwei Jahre nachher wurde er erwählt, um bei der Schlacht bei Trient zu sein, und indem er für die Engländer stritt, war er der beste Streiter.

Als der König von Frankreich das sah, wollte er ihn bei sich haben, indem er aber einsah, daß er ihm bessere Anträge stellen müßte, als Bacon, so bot er ihm an, ihn zum Ritter zu schlagen, ihn reich zu verheirathen, und ihm zwei Tausend Livres jährlicher Einkünfte zu geben, wenn er wieder Franzose würde.

Aber Croquard war nicht ehrgeizig; wie Cäsar wollte er lieber der Erste in einem Flecken, als der Zweite in Rom sein, Croquard schlug es aus.

Diese Weigerung sollte ihm Unglück bringen, denn als er einige Zeit nachher ein junges Pferd probirte, das er für drei Hundert Thaler gekauft hatte, und es über die Maßen erhitzte, ging das Pferd mit ihm durch, und Pferd und Reiter rollten in einen Abgrund, ohne daß einer von ihnen wieder aufstand.

Ich weiß nicht, sagt Froissard, was aus seinem Vermögen wurde, noch wer seine Seele erhielt; aber ich weiß so viel, daß Croquard auf diese Weise endigte.

XX.

Kommen wir jetzt auf die Stadt Calais zurück, deren Belagerung und endliche Einnahme der letzte Vorfall in diesem Werke sein soll.

Zu jener Zeit, das heißt gegen das Ende des Jahres 1349, hielt sich in der Stadt Saint Omer der tapfere Ritter Gottfried von Chargny auf.

Er war von dem Könige von Frankreich dorthin gesandt, der ihn zum Wächter seiner Grenzen gemacht hatte, so daß Gottfried von Chargny daselbst wie ein König befahl.

Nun aber war er mehr als irgend Jemand über die Einnahme von Calais erzürnt, und er brachte seine ganze Zeit damit zu, und beschäftigte seine ganze Erfindungsgabe damit, wie er die Stadt wiedernehmen könnte.

Durch Gewalt, das war unmöglich.

Durch Liſt, das war unwahrſcheinlich.

Es blieb der Verrath.

Dieſes Mittel bot mehr Ausſichten, denn Meiſter Aimery von Pavia, dem die Stadt anvertraut worden war, war Lombarde, und die Lombarden ſtanden wegen ihrer Liebe zum Gelde im Rufe.

Gottfried von Chargny beſchloß daher, das Abenteuer von dieſer Seite zu verſuchen.

Sobald er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ruhte der Franzöſiſche Hauptmann nicht eher, bis er ihn ausgeführt hätte.

Er ging nicht ſelbſt, ſondern ſandte im Geheimen Unterhändler an Aimery von Pavia ab, denn es war ein Waffenſtillſtand geſchloſſen worden, und die Bewohner von Calais konnten nach Saint Omer, und die von Saint Omer nach Calais gehen, um ihre Einkäufe zu machen, oder um ihre Waaren zu verkaufen.

Die, welche Gottfried von Chargny abgeſandt hatte, und die er mit großer Ungeduld erwartete, kehrten endlich zurück. Ihr Geſicht ſchien der Ueberbringer guter Nachrichten.

— Welche Antwort? fragte der Hauptmann.

— Vortreffliche, Meſſire.

— Demnach alſo, dieſer Aimery von Pavia?

— Iſt ein wahrer Elender, über den wir aber in dieſem Augenblicke nicht zu viel Böſes ſagen dürfen, denn er wird uns von Nutzen ſein.

— Er willigt alſo ein?

— Vollkommen!

— Und ſeine Bedingungen?

— Sind nicht übertrieben.

— Was verlangt er?

— Zwanzig Tauſend Thaler, und er wird die Feſtung überliefern.

— Gut, ſagte Gottfried de Chargny, Ihr werdet noch heute Abend nach Paris aufbrechen, dem Könige Philipp VI. dieſe gute Nachricht melden, und die zwanzig Tauſend Thaler von ihm verlangen, deren wir bedürfen.

Am ſelben Abende, als die Abgeſandten Gottfrieds von Chargny von Saint Omer aufbrachen, und ohngefähr um dieſelbe Stunde, verließ ein Mann das Schloß von Calais und ſchiffte ſich nach England ein.

Dieſer Mann war Aimery von Pavia.

Er kam in Dower an, ging nach London und wurde zu dem Könige von England eingeführt.

— Sire, ſagte er zu ihm, ich habe Eure Befehle befolgt.

— Nun denn!

— Nun denn! die Franzoſen ſind gekommen und haben mich gefragt, für welchen Preis ich ihnen das Schloß überliefern würde; ich habe zwanzig Tauſend Thaler verlangt, und da Meſſire Gottfried von Chargny ſie nicht hatte, ſo hat er Boten abgeſandt, um ſie von Philipp VI. zu verlangen, und während dieſer Zeit bin ich gekommen, um Euch zu ſagen, was ſich zutrüge.

—Und Ihr habt wohl gethan, Meſſire, denn Ihr wißt, daß wir Euch gern haben.

—Was bleibt mir zu thun übrig?

—Schließt den Handel ab. Nur laßt mich den Tag wiſſen, an welchem Ihr das Schloß überliefern ſollt.

—Und die zwanzig Tauſend Thaler? fragte Aimery von Pavia, der ſeine Lombardiſche Natur nicht gänzlich abgelegt hatte.

—Werden nur eine ſehr ſchwache Belohnung Eurer rechtſchaffenen Dienſte ſein. Indeſſen behaltet ſie. Sie werden eine rechtſchaffene Beute ſein. Sobald Meſſire Gottfried von Chargny den Waffenſtillſtand mißbraucht hat, um ſolche Anträge zu machen, ſo ſind wir in unſerem Rechte, Nutzen davon zu ziehen. Geht.

Aimery von Pavia verneigte ſich und nahm Abſchied von dem Könige.

Als er nach Calais zurückkam, war noch Niemand von ſeiner Abreiſe unterrichtet worden.

Was den König von Frankreich anbelangt, ſo hatte er die zwanzig Tauſend Thaler verweigert, indem er ſagte, daß eine ſolche Handlung während eines Waffenſtillſtandes eine Treuloſigkeit wäre.

Aber Meſſire Gottfried von Chargny, der nicht dieſer Meinnug war, und der das Beſte des Königs Philipp wider ſeinen Willen wollte, verſammelte mehrere Ritter der Picardie, theilte ihnen das mit, was ſich zutrug, und alle waren einſtimmig, daß man die zwanzig Tauſend Thaler liefern und die Stadt wieder nehmen

müßte, worüber Philipp ſehr zufrieden ſein würde, ſobald die Sache einmal geſchehen wäre, ohne daß er daran Theil genommen hätte.

Dem zu Folge legten die Herren von Fremie, von Ribeaumont, Johann von Landas, Pepin von Were, der Herr von Créqui, Heinrich von Blois und mehrere andere zuſammen, und lieferten die verlangten zwanzig Tauſend Thaler; dann ließ man Aimery von Pavia ſagen, daß die Auswechſelung in der Nacht vom 1. Januar ſtattfinden ſollte.

Aimery hatte gerade die Zeit, den König zu benachrichtigen.

Da er die Stadt in einem ſo gefährlichen Augenblicke nicht verlaſſen konnte, ſo ſandte er ſeinen Bruder an Eduard ab, zu deſſen Treue er ein gänzliches Vertrauen hatte.

Als der König von England den Bruder Aimerys geſehen hatte und von Allem unterrichtet war, ließ er Walter von Mauny rufen, und erzählte ihm das, was ſich vorbereitete.

—Wir werden aufbrechen, fügte der König hinzu, und Ihr, Meſſire, der Ihr uns begleitet, Ihr werdet der Anführer dieſes Unternehmens ſein, denn mein Sohn und ich werden unter Eurem Banner kämpfen.

—Ich danke für dieſe Ehre, antwortete Walter, und wenn uns Gott nicht verläßt, ſo wird die Sache ſich zu unſerer Ehre endigen.

Der König von England brach in der That mit drei Hundert Lanzen, ſechs Hundert Bogenſchützen und dem

Prinzen von Wallis auf; er schiffte sich in Dower ein und kam in der Nacht in Calais an. Niemand wußte die Ursache von der Rückkehr des Königs und seiner neun Hundert Mann.

Er und seine Schaar begaben sich auf das Schloß, wo sie sich in Erwartung des Ereignisses verbargen.

Am 1. Januar 1350 verließ Gottfried von Chargny mit seinen Lanzen und seinen Armbrustschützen Saint Omer, als die Nacht hereingebrochen war.

Er kam ziemlich nahe bei Calais an, und nachdem er seine Leute hatte halten lassen, sandte er zwei seiner Knappen an Aimery von Pavia ab, um ihn zu fragen, ob der Augenblick zu erscheinen gekommen wäre.

Die beiden Knappen ritten im Geheimen und fanden Aimery, der sie erwartete, und sie frug, wo Messire Gottfried wäre.

— Er ist hier in der Nähe, antworteten die Knappen.

— Wohlan! geht, ihm zu sagen, daß er kommen möge, äußerte Aimery.

Die Knappen ließen es sich nicht wiederholen, und eilten Gottfried von Chargny zu melden, daß er gegen Calais rücken könnte.

Dieser theilte seine kleine Schaar ein, zog mit ihr über die Brücke von Nieulay und näherte sich Calais.

Dort angelangt sandte er zwölf seiner Ritter und Hundert Gepanzerte ab, um Besitz von der Stadt zu nehmen, und übergab die zwanzig Tausend Thaler Oudard von Renty, der beauftragt war, sie Aimery von Pavia zu geben, indem er anempfahl, daß der Lombardi-

ſche Hauptmann das Thor des Schloſſes öffne, denn er wollte nur dort einziehen.

Aimery von Pavia, der ein vorſichtiger Mann war, hatte die Brücke des äußeren Thores herabgelaſſen, und ließ ruhig alle die eintreten, welche wollten. Als die Hundert Panzer und die zwölf Ritter auf der Höhe des Schloſſes waren, glaubten ſie, daß ſie die Herren deſſelben wären. Als er das ſah, fragte Aimery von Pavia Oudard von Renty, wo die zwanzig Tauſend Thaler wären.

— Hier ſind ſie, ſagte dieſer, indem er ihm den Beutel übergab, in welchem ſich ſeine Gulden befanden, zählt ſie, wenn es Euch gutdünkt.

— Ich habe keine Zeit, antwortete Aimery, und außerdem vertraue ich Eurem Worte, Meſſire.

Und indem er den Beutel nahm, warf er ihn in das anſtoßende Zimmer.

— Es bleibt Euch nun noch übrig, Euer Verſprechen zu halten, ſagte Oudard.

Nun ſtand Aimery auf und verſchloß die Thüre des Zimmers, in welches er das Geld geworfen hatte; hierauf ſagte er zu Meſſire Oudard:

— Erwartet mich mit Euren Begleitern hier, ich gehe den großen Thurm zu öffnen, durch welchen ihr weit leichter Herren des Schloſſes ſein werdet.

Als er ſich entfernte, verriegelte Aimery von Pavia die Thüre und machte in der That die des Thurmes auf.

Aber in dieſem Thurme befanden ſich Eduard, ſein Sohn, Walter von Mauny und ohngefähr zwei Hundert

Streiter, welche herauskamen, indem sie ihre Schwerter zogen und ausriefen:

— Mauny! Mauny!

Und sie fügten hinzu:

— Glauben diese Franzosen denn, das Schloß und die Stadt Calais so leicht wieder zu erobern!

Als die Franzosen diese zwei Hundert Mann sahen, die wüthend herbeistürzten, sahen sie ein, daß es nutzlos wäre, sich zu vertheidigen und ergaben sich.

Kaum daß es einige Verwundete gab.

Als die Engländer die Gefangenen eingeschlossen hatten, rüsteten sie sich und brachen von dem Schlosse auf. An dem Thore angelangt, stiegen sie zu Pferde und zogen nach dem Thore von Boulogne.

Dort befand sich Messire Gottfried von Chargny mit seinem Banner, das von rother Farbe mit drei Silberschildern war, und der den Augenblick abwartete, in die Stadt einzuziehen, die er als der Erste betreten wollte, er war daher auch ungeduldig, und sagte von Zeit zu Zeit zu den Rittern, welche sich bei ihm befanden:

— Was dieser Lombarde lange zögert, er läßt uns vor Frost umkommen.

— Ei! mein Gott! antwortete Pepin von Wer, die Lombarden sind arglistige Leute, und dieser betrachtet Eure Gulden, um zu sehen, ob sie vollzählig oder keine falschen darunter sind, und das nimmt Zeit weg.

Dabei waren sie mit ihrer Unterhaltung, als das Thor aufging und eine Schaar von Männern zu Pferde auf sie zurückte. Einen Augenblick glaubten sie, daß es

die Ihrigen wären, welche zurückkehrten, aber sie sahen bald, daß sie sich irrten und erkannten die Banner Walters von Maunh und des Herrn von Beauchamp. Als sie die hörten, welche so riefen, wie sie es in dem Thurm gethan hatten: Maunh! Maunh! rief Gottfried von Chargnh aus:

—Wir sind verrathen! wenn wir fliehen, so sind wir verloren, wenn wir uns ergeben, so sind wir Feige. Vertheidigen wir uns daher, und der Tag wird uns bleiben.

—Bei Sanct Denys! Ihr sprecht wahr, riefen alle Französischen Ritter aus, und wehe dem, der fliehen wird!

Digitized by Google

XXI.

Nun stiegen alle Franzosen ab und jagten ihre Pferde auf den Weg, denn sie wären zu sehr gedrängt gewesen. Als der König von England das sah, ließ er das Banner halten, unter welchem er sich befand, und sagte:

—Ich will hier bleiben und kämpfen, aber man lasse den größten Theil unserer Leute sich vor dem Flusse und die Brücke von Nieulay aufstellen, denn man hat mir gesagt, daß sich dort eine große Anzahl von Franzosen zu Fuß und zu Roß befände.

Es wurde gethan, wie es der König befohlen hatte.

Sechs Banner und drei Hundert Bogenschützen verließen ihn und zogen nach der Brücke von Nieulay, welche Messire Moreau von Fiennes und der Sir von Creseques bewachten.

Die Armbruſtſchützen von Saint Omer und von Aires befanden ſich zwiſchen Calais und der Brücke, es wurden mehr als Hundert und zwanzig davon getödtet.

Moreau von Fiennes und der Sir von Creſeques leiſteten langen und tapferen Widerſtand; als ſie aber ſahen, daß die Engländer immer mehr anwuchſen und nothwendiger Weiſe von Calais Verſtärkung erhielten, beſtiegen ſie ihre Roſſe wieder und entflohen.

Die Engländer machten ſich zu ihrer Verfolgung auf.

Das war ein harter Tag, und als die Sonne aufging, beleuchtete ſie gar viele Todte.

Von beiden Seiten hatte man ſich gut geſchlagen, und es hatte eine große Anzahl von Gefangenen gegeben.

Was den König von England anbelangt, ſo war er mit geſchloſſenem Viſir gekommen, und hatte, immer unter dem Banner Walters von Mauny, ſeine Feinde mitten in ihren Reihen ſelbſt aufgeſucht.

Unter ihnen erkannte er Meſſire Euſtachius von Ribeaumont, und ohne ihm zu ſagen, wer er wäre, griff er ihn an.

Wie wir geſehen haben, war Euſtachius von Ribeaumont ein gewaltiger Kämpe bei einem Turniere, aber er war ein gefährlicher Gegner in einer Schlacht. Zwei Male ließ er Eduard auf ſeine Knie ſinken, und zwei Male begann dieſer, von Walter von Mauny und Reinald von Cobehen wieder aufgerichtet, den Kampf von Neuem.

Aber Eduard war ein Euſtachius würdiger Streiter,

und indem er sich durch diese beiden ersten Niederlagen nicht abschrecken ließ, wollte er den Kampf durchaus nicht aufgeben, was Walter auch sagen mogte, und es war der Französische Ritter, der nun so sehr zu weichen begann, daß er, indem er nun auch auf die Knie fiel und nicht wieder aufzustehen vermogte, Eduard sein Schwert übergab, ohne zu wissen, daß es der König wäre, dem er es übergäbe.

Der Tag blieb den Engländern, worauf Eduard sich nach Calais zurückzog und befahl, daß man die Gefangenen dorthin führe. Als diese erfuhren, daß der König selbst unter dem Banner Walters von Mauny gefochten hätte, waren sie ganz vergnügt darüber, denn sie rechneten auf seine wohlbekannte Großmuth.

Eduard fing damit an, ihnen sagen zu lassen, daß er sie für diese erste Nacht des Jahres alle zum Abendessen haben wollte. Dem zu Folge traten zu der Stunde, wo die Tische bereit waren, alle Gefangenen reich gekleidet und fröhlich plaudernd in den Speisesaal, wie wir es im Anfange des vorhergehenden Kapitels gesagt haben.

Als alle gefangenen Ritter bei Tische saßen, trugen die Englischen Ritter und der junge Prinz von Wallis ihnen selbst die ersten Gerichte auf, worauf sie sich an einen andern Tisch setzten, wo man sie gleichfalls bediente.

Eduard führte den Vorsitz bei dem Mahle, und hatte die Gefangenen an seine Seite setzen lassen, indem er Jedem den Platz gab, der ihm gebührte.

Als die Tiſche nach beendigtem Mahle abgedeckt wurden, redete der König mit entblößtem Haupte, und indem er einen Roſenkranz von feinen Perlen am Halſe trug, mit dem ſeine rechte Hand ſpielte, die edelſten ſeiner Gefangenen an.

— Meſſire, ſagte er, indem er ſich an Gottfried von Chargny wandte, ich ſollte ſehr bös auf Euch ſein, auf Euch, der Ihr Euch in einer Nacht deſſen bemächtigen wolltet, was mir mehr als ein Jahr der Mühe gekoſtet hat, und für zwanzig Tauſend Thaler das, was mir ſo viel Geld gekoſtet hat, aber Gott hat mir beigeſtanden. Ihr ſeid beſiegt worden, und da ich überzeugt bin, daß er mir noch ferner beiſtehen wird, ſo verzeihe ich Euch von Herzen.

— Sire, antwortete Gottfried von Chargny, beſchuldigt nur mich wegen deſſen, was ſich zugetragen hat, denn unſer Herr und Gebieter, der König von Frankreich, hat die zwanzig Tauſend Thaler nicht geben wollen, die wir von ihm verlangten, um den Handel zu ſchließen, indem er ſagte, daß zu Zeiten eines Waffenſtillſtandes ſo Etwas treulos wäre.

— Ich weiß das, Meſſire, erwiderte der König, ich würde minder ſtreng, als der König von Frankreich ſein, denn nach meiner Meinung iſt gegen Feinde, wie wir, jede Liſt erlaubt.

Indem er Gottfried von Chargny verließ, ging Eduard hierauf zu Meſſire Euſtachius von Ribeaumont.

— Meſſire Euſtachius, ſagte er zu ihm, Ihr ſeid nach

Walter von Maunh in Wahrheit der Ritter, den ich am Liebſten ſehe. Außerdem habe ich Euch das bereits in Calais geſagt, als Ihr als Geſandter zu mir gekommen ſeid.

Euſtachius verneigte ſich.

—Niemand, begann der König wieder, greift beſſer an und vertheidigt ſich beſſer, als Ihr. Ah! Ihr ſeid ein ſchrecklicher Gegner, Meſſire, und ich habe niemals gegen irgend Jemand ſo viel zu thun gehabt, als heute gegen Euch.

—Gegen mich, Sire?

—Ei! bei Gott ja, gegen Euch, ja, Ihr habt mich zwei Male zu Boden geworfen, Meſſire, und ich bin es, dem Ihr Euch ergeben habt.

—Dann bedaure ich es weniger, beſiegt worden zu ſein, Sire, um ſo mehr, als es nicht das erſte Mal iſt, daß ich mich von Euch als beſiegt erkenne.

—Das iſt wahr, erwiderte der König; ich will demnach auch, Meſſire, Euch zum Andenken an dieſe beide Kämpfe und eine für mich weit glücklichere Zeit ein Pfand meiner Achtung geben.

Indem er das ſagte, nahm der König den Roſenkranz von Perlen ab, den er am Halſe trug, und fügte hinzu:

—Nehmt dieſen Roſenkranz, Meſſire, ich ſchenke ihn Euch als dem beſten Streiter des Tages von denen des Schloſſes, wie von Außen, und bitte Euch, ihn dieſes ganze Jahr über aus Liebe zu mir zu tragen. Ich weiß, daß Ihr fröhlich und verliebt ſeid, und daß Ihr Euch gern unter Damen und Fräulein befindet, ſagt daher, wenn Euch das begegnet, daß ich es bin, der Euch dieſen Ro-

ſenkranz geſchenkt hat, und warum ich ihn Euch geſchenkt habe, ſie werden Euch darum nur um ſo mehr achten. Einſtweilen ſeid Ihr mein Gefangener, da ich aber die Sachen nicht halb machen will, ſo erlaſſe ich Euch Euer Löſegeld, und Ihr könnt morgen wieder aufbrechen, ſobald Ihr Euch ausgeruht habt.

Als Meſſire Euſtachius von Ribeaumont dieſe Worte hörte, erfreute er ſich darüber ſehr, und zwei Dinge verurſachten ſeine Freude.

Das erſte war dieſer Preis der Tapferkeit, den ihm der König in Gegenwart ſo vieler wackerer und tapferer Ritter gab.

Das zweite war, daß ihm der König das Gefängniß erließ; er konnte ſich daher auch nicht enthalten, zu Eduard zu ſagen:

— Edler Sire, Ihr erzeigt mir mehr Ehre, als ich verdiene, und möge Gott Euch die Artigkeit vergelten, die Ihr mir erweiſet. Ich bin ein armer Mann, der niemals ſein Löſegeld hätte bezahlen können, und der ſeine Beförderung wünſcht. Habt Dank, gnädiger Herr, für die doppelte Ermuthigung, die Ihr mir gebt. Ich werde dieſes Halsband nicht ein Jahr, ſondern mein ganzes Leben lang tragen, und nach dem Dienſte meines ſehr theuren und gefürchteten Herrn und Königs kenne ich keinen König, dem ich ſo gern dienen mögte, als Euch.

— Großen Dank, ſagte Eduard, denn ich weiß, daß Ihr Alles das denkt.

In dieſem Augenblicke brachte man den Wein und die

Gewürze, und der König zog ſich in ſein Zimmer zurück und verabſchiedete Jedermann.

Am folgenden Morgen ließ der König Euſtachius zwei Schlachtroſſe und zwanzig Thaler geben, um nach ſeinem Hotel zurückzukehren.

Euſtachius nahm Abſchied von den Franzöſiſchen Rittern, welche Gefangene blieben, und kehrte nach Frankreich zurück, indem er überall das erzählte, was ſich zugetragen, und die Artigkeit, welche ihm Eduard erwieſen hatte.

XXII.

Ein großes Unglück hatte die beiden letzten Jahre erfüllt, während welcher sich die Ereigniſſe zugetragen hatten, die wir ſo eben erzählt haben.

Wie als ob Frankreich nicht genug an ſeinen täglichen Niederlagen, dem Elende und der Entmuthigung gehabt hätte, welche daraus hervorgingen, kam ihm plötzlich eine unermeßliche Seuche aus Italien zu. Am Allerheiligentage des Jahres 1347 zeigte ſich der erſte Peſtfall in der Provence, und die Seuche bedeckte wie ein großer ſchwarzer Mantel bald ganz Frankreich. Sie zog durch Languedoc, indem ſie zehn Richter unter zwölf fortriß; ſie beſuchte Narbonne, und ließ darin dreißig Tauſend Leichen zurück. Im Anfange reichten die, welche am Leben blieben, nicht für das Begraben der Todten aus, und bald verzichteten ſie darauf, indem ſie, der Sohn ſeine Mut-

ter, der Vater ſeinen Sohn, der Bruder ſeine Schweſter auf ihrem Bette ließen.

Das Uebel nahm immer mehr überhand. Gleich einer Todesfluth fand man überall, wo es vorüberkam, nur die Spur ſeines Vorüberkommens wieder.

Endlich gelangte ſie ins Herz, das heißt nach Paris. Dort ließ ſie ſich wie ein Geier nieder, indem ſie beſtändig die Eingeweide dieſes ewigen Prometheus verzehrte, den man Frankreich nennt, und der ernſt und ſinnend unter ſeinen größten Martern die Augen auf den Himmel geheftet bleibt, deſſen Flamme er überraſchen und die Wahrheit ſagen will.

Es war eine entſetzliche Sterblichkeit an Männern und an Frauen, an Greiſen und an jungen Leuten. Nur ſchien der Tod die Jungen vorzuziehen, und nahm ſie wie eine ſchamloſe Buhlerin in Mitte ihrer Jugend, ihrer Kraft und ihrer Liebe, und endigte in den Krämpfen des Todeskampfes das unter der Fröhlichkeit des Feſtes begonnene Lied.

Es befindet ſich in Florenz ein Frescogemälde von Orcagna, das uns zum Bilde dienen wird. Der über die ätheriſchen Ebenen ſchreitende Tod hört nicht auf die Armen und die Greiſe, die ihn rufen, indem ſie ihre abgezehrten Hände nach ihm ausſtrecken, ſondern, finſter und haſſend, zerſchmettert er mit einem gewaltigen Schlage ſeiner Senſe eine Thüre, hinter welcher junge Männer und ſchöne junge Frauen ſingen, trinken und tanzen.

Dem war ſo in Paris.

Die, welche angeſteckt waren, litten zwei bis drei

Tage und ſtarben dann. Die, welche ihnen Beiſtand leiſteten, trugen den Keim der Krankheit mit ſich fort, und ſtarben wie die, welche ſie hatten ſterben ſehen.

Die Prieſter entfernten ſich, und einige Mönche, die weit feſter in ihrem Glauben, weit durchdrungener von ihrer Sendung waren, verpflegten die Kranken.

Beſonders die Schweſtern des Hotel Dieu ſchienen einen unerſchöpflichen Schatz an Sanftmuth, an Vertrauen und Demuth in ſich zu tragen. Sie ſtarben frommer Weiſe, ohne Etwas von dem Leben zu bedauern, ohne Gott Etwas vorzuwerfen.

Niemand wußte, wem er dieſe Seuche vorwerfen ſollte, denn die Menſchen können ſich nicht an Gott rächen, wenn ſie ihn anklagen, und wenn ſie leiden, ſo müſſen ſie ſich an Jemand rächen.

Niemals hatte man einen ſo großen Ueberfluß an Lebensmitteln gehabt, es war alſo nicht die Erde, die man anklagen durfte. Man ſagte nun, daß dieſe Peſt von einer Vergiftung der Luft und des Waſſers herrühre, und, wie immer, waren es die Juden, an die man ſich hielt. Die Welt ſtand gegen ſie auf, und da das Feuer reinigt, ſo zündete man überall unermeßliche Scheiterhaufen an und verbrannte Tauſende von Juden.

Beſonders in Deutſchland zeigte ſich dieſe Seuche unter einem grauſigen Anblicke. Deutſchland war von dem Papſte wegen der wirklichen Treue in den Bann gethan, die es auf der einen Seite für ſeinen geſtorbenen Kaiſer, und auf der andern für Ludwig von Baiern bewahrt hatte. Es ging daraus hervor, daß die, welche ſtarben,

glaubten, daß das Uebel, von dem ſie befallen waren, die Vollendung ihrer Excommunication, kurz die Hilfe wäre, welche der Herr dem Zorne ſeines päpſtlichen Dieners leiſtete.

In Straßburg ſtarben ſechzehn Tauſend Menſchen, welche ſich für verdammt hielten, denn kein Sakrament hatte ihren Todeskampf beſucht.

Einige Zeit lang hatten die Dominikaner darin beharrt, den Gottesdienſt zu verrichten, dann hatten ſie ſich am Ende wie die andern zurückgezogen.

Nur drei Männer, drei Myſtiker, achteten auf dieſen Bann nicht. Der erſte dieſer Männer war Tauler, der ſeine Nachahmung des armen Lebens Jeſus ſchrieb, und der in dem Walde von Soignes bei Löwen die Beichte des alten Ruysbrok, des ſchwärmeriſchen Doctors, anhörte.

Der zweite war Ludolph, welcher das Leben Chriſti ſchrieb.

Der dritte war Suro, der das Buch der neun Felſen ſchrieb.

Während dieſer Zeit hatte das Volk durch irgend Etwas die Verlaſſenheit erſetzen wollen, in welcher es die Kirche ließ; ſtatt der Abſolution fand Entzücken, ſtatt der Buße die Kaſteiung ſtatt.

Plötzlich brachen ganze Völker auf, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihre Schritte lenken ſollten, vorwärts getrieben durch dieſen Wind des Todes, wie die Sandmaſſen der Wüſte in rothen Wirbeln unter dem glühenden Hauche des Samum davonfliegen. Sie waren von einem ſeltſamen Bedürfniſſe der Auswanderung angetrieben, und indem ſie

in den Städten anhielten, kamen die Männer und die Frauen halb nackend, bleich und abgezehrt, auf die Plätze, indem sie sich mit, mit Stahlspitzen versehenen Ruthen geißelten. Man hätte glauben können, es sei die plötzliche Reue der Dämonen der Hölle.

Dann sangen sie schwärmerische Lobgesänge.

So blieben sie einen Tag und eine Nacht in jeder Stadt, indem sie sich zwei Male täglich geißelten, und wenn sie es dann während drei und dreißig und einem halben Tage eben so gemacht hatten, hielten sie sich für eben so rein, als am Tage der Taufe.

Dieser Gedanke bemächtigte sich zuerst der Deutschen, dann erreichte er Frankreich durch Flandern und die Picardie.

Es war nicht allein das Volk, sondern Edelleute, adelige Damen und Herren, welche sich diesen Wallfahrten und diesen blutigen und öffentlichen Kasteiungen hingaben.

Diese traurige Zuchtruthe des Nordens überfiel Italien nicht.

Man lese den Prolog des Decamerons von Boccaz.

„Ich habe, sagte er, zwei Schweine gesehen, welche auf der Straße mit dem Rüssel die Lumpen eines Todten schüttelten; eine kleine Stunde nachher drehten sie sich, und sanken zu Boden; sie waren selbst todt.

O! fährt der Erzähler fort, wie viel schöne Häuser blieben leer! wie viele Glücksgüter ohne Erben! wie viele schöne Damen, liebenswürdige junge Leute aßen am

Morgen mit ihren Freunden, welche, wenn der Abend herbeigekommen war, mit ihren Vorfahren zu Nacht zu essen gingen.

Mehrere schlossen sich ein, indem sie sich mit außerordentlicher Mäßigkeit mit den zartesten Nahrungsmitteln und den feinsten Weinen nährten. Sie wollten in keiner Weise von Kranken sprechen hören, und belustigten sich durch Tänze und Musik, indem sie sich der Unkenschheit enthielten. Andere behaupteten im Gegentheile, daß die beste Medicin die wäre, zu singen, zu trinken und über Alles zu spotten. Sie machten es, wie sie sagten, und gingen Tag und Nacht von Haus zu Haus, und das um so leichter, als Jedermann sein Eigenthum Preis gab und nur noch für sich selbst sorgte. Die göttlichen und menschlichen Gesetze waren aufgehoben. Es gab Niemand mehr, um die einen zu erlassen, noch um den andern Achtung zu verschaffen. Indem sie mit jedem Augenblick den Tod erwarteten, bekümmerten sich die Landleute nicht mehr um die Zukunft, und von einem letzten Gefühle der Selbstsucht angetrieben, bemühten sie sich, Alles das zu verzehren, was sie besaßen. Was die Thiere anbelangt, so hätte man sagen können, daß für sie Nichts in der Natur geändert wäre. Die Ochsen, die Esel, die Schafe gingen auf das Feld, und wenn sie gesättigt waren, kehrten sie am Abend ruhig nach Haus zurück, ohne daß es eines Hirten bedurfte, um sie dahin zurückzuführen.

Aus dieser allgemeinen Vernachlässigung ging etwas bis dahin Unerhörtes hervor, nämlich daß eine kranke Frau, so schön, so edel, so anmuthig sie auch sein mogte,

nicht fürchtete, ſich von einem ſelbſt jungen Manne bedienen zu laſſen, noch ihm, wenn die Nothwendigkeit der Krankheit ſie dazu nöthigte, Alles das ſehen zu laſſen, was ſie einer Frau gezeigt hätte, was vielleicht, fügt Boccaz hinzu, eine Abnahme der Ehrbarkeit bei denen verurſachte, welche genaſen."

Hier iſt das, was der Fortſetzer von Nangis ſagt.

„Die Männer und Frauen, welche übrigblieben, verheiratheten ſich in Menge. Die Ueberlebenden vermehrten ſich über die Maßen. Es gab keine Unfruchtbaren, man ſah überall nur ſchwangere Frauen. Es gab deren, welche zwei, welche drei Kinder zugleich gebaren.

Während dieſer Zeit war die Königin von Frankreich, die Gattin König Philipps, wie auch Bonne von Luxembourg, die Gattin des Herzogs von der Normandie, geſtorben, ſo daß der Vater und der Sohn Wittwer waren.

Der Herzog Johann hatte keine Ruhe, bis er wieder verheirathet war, und er warf die Augen auf Madame Blanka, die Tochter Philipps III. von Navarra; aber während einer Reiſe, welche er machte, heirathete ſein Vater Blanka, und da der Herzog von der Normandie ihn bei ſeiner Rückkehr verheirathet fand, ſo heirathete er ganz einfach die Wittwe Philipps von Burgund, ſeines Vetters, deſſen Tod ihn bei Aiguillon, wie man ſich erinnern wird, ſo viel Kummer gemacht hatte.

Was den Grafen Ludwig von Flandern anbelangt, der ſich der projectirten und faſt zwiſchen ihm und der Tochter Eduards geſchloſſenen Ehe ſo geſchickter Weiſe ent-

zogen hatte, ſo heirathete er die Tochter des Herzogs von Brabant, und kehrte in den Genuß ſeiner Rechte zurück.“

Eine letzte Epiſode, und wir werden ſeit der politiſchen und kriegeriſchen Geſchichte Philipps VI. und Eduard III. geendigt haben.

Wie wir in dem vorhergehenden Kapitel geſehen haben, hatte der König von England die Gefangenen mit ſich nach London geführt, die er bei Calais gemacht, als Aimery von Pavia den Franzoſen das Schloß und die Stadt hatte überliefern ſollen.

Gottfried von Chargny befand ſich unter dieſen Gefangenen, und er war einer der erſten, welche ihr Löſegeld bezahlten und nach Frankreich zurückkehrten.

Nun aber hatte dieſem Feldherrn der Verrath des Lombarden und die zwanzig Tauſend Thaler, die er ihm gegeben hatte, immer das Herz gedrückt, ſo daß das Erſte, was er bei ſeiner Ankunft in Saint Omer that, war, ſich zu erkundigen, was aus Aimery von Pavia geworden wäre.

Dieſer hatte ſich in ein kleines Schloß, Fretin genannt, an der Straße von Calais zurückgezogen, das ihm der König Eduard III. geſchenkt hatte. Er lebte dort, indem er ſich gute Tage machte, und eine ſehr ſchöne Frau zur Geliebten hatte, die er aus England mitgebracht; aber dieſe Frau begnügte ſich nicht damit, nur ihn zu lieben, wie er ſich nicht damit begnügte, nur ſie zu lieben. Daraus ging hervor, daß ſie einen andern Geliebten hatte, der Knappe des Meſſire Moreau von Fiennes und ziemlich eiferſüchtig auf Aimery von Pavia war.

Als Gottfried von Chargny nach dem Lombarden forschte, wollte der Zufall, daß er sich gerade an diesen Knappen wandte, welcher, da er aus den Fragen des Hauptmannes abnahm, warum es sich handelte, sich wohl hütete, ihm den Aufenthalt Aimerys von Pavia zu verhehlen, und der, da er durch seine Antworten das Vertrauen Gottfrieds gewann, diesen am Ende Alles gestand, was dieser wollte.

Die Gelegenheit, nicht mehr eifersüchtig sein zu dürfen, war gut. Der Knappe rächte sein Vaterland und entledigte sich eines Nebenbuhlers. Er übernahm es, Gottfried von Chargny bis an die Zimmerthüre des Lombarden zu führen, indem er ihm anempfahl, die Frau zu schonen, die sich in dem Schlosse befinden würde, und Niemandem zu sagen, daß er ihm die Auskünfte gegeben hätte, welche er verlangte.

Aimery, der nicht argwöhnte, daß er die geringste Gefahr laufen könnte, fuhr fort, seine Zeit in Festen und Gelagen zuzubringen, und gab sich ohne die geringste Ahnung seiner Liebe für seine schöne Geliebte hin.

Während dieser Zeit hatte Gottfried von Chargny Truppen geworben, mit denen er sich eines Abends auf den Weg begab.

Am folgenden Tage umringten diese Leute mit der Morgendämmerung das Schloß, welches nicht groß war, und Gottfried trat nur mit einigen derselben ein.

Eine halbe Stunde nachher war Aimery Gefangener, wie auch seine Geliebte. Uebrigens wurde in dem Schlosse

Nichts genommen noch geschändet, denn es fand ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England statt.

—Ihr wißt, Messire, was Ihr mir versprochen habt, sagte der Knappe zu Gottfried von Chargny, als der Gefangene und seine Geliebte nach Saint Omer gebracht worden waren.

—Ich habe Euch die Begnadigung dieser Frau versprochen?

—Ja, Messire.

Gottfried von Chargny blickte den Knappen lächelnd an und sagte zu ihm:

—Wie kömmt es, daß Ihr das Innere des Schlosses Fretin so genau kanntet?

—Das kömmt daher, Messire, daß ich oft dorthin gegangen bin, während der Sir von Pavia nicht dort war, so daß die, welche mich empfing, mich zu ihrem Zeitvertreibe das Schloß besuchen ließ.

—Nun denn! wenn ich Euch nicht allein die Begnadigung dieser Frau, sondern auch noch die Frau gäbe, was würdet Ihr thun?

—Ich würde sie nehmen, Messire, und sie so lange als möglich zum Andenken an Eure Artigkeit behalten.

—Wohlan! so nehmt sie denn, denn sie ist frei, und wenn ich nur das glaube, was ich vermuthe, so wird sie dem Andenken des Lombarden nicht lange treu sein.

Am selben Abende verließ das Frauenzimmer das Schloß, in welchem sie eingesperrt gewesen war, und ging zu dem, dem sie das Leben verdankte, und mit dem sie von diesem Tage an lebte.

Was Aimery anbelangt, so wurde er von den Französischen Rittern gerichtet und als Verräther verurtheilt.

Dem zu Folge wurde das Volk berufen, auf dem Marktplatze zu sehen, auf welche Weise der Sir von Chargny den Verrath bestrafen würde, und es kehrte von ihm erst zurück, nachdem es die Leiche des Lombarden bei dem Halse an dem Galgen aufgehängt gesehen hatte, der ausdrücklich für ihn errichtet worden war.

Digitized by Google

XXIII.

Acht Jahre waren seit den ersten Ereignissen des letzten Kapitels verflossen.

Philipp VI. war während dieses Zwischenraumes gestorben, indem er seinem Sohne Johann eine schwer zu tragende Krone hinterließ, und dieser hatte sogleich die Feindseligkeiten mit England, das einzige wahre Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, wieder begonnen.

Der Papst Clemens war gestorben und Innocenz III. ihm gefolgt. Der Herzog von Brabant war gleichfalls gestorben; ein durch die Vermittlung des neuen Papstes zwischen Johann und Eduard geschlossener Waffenstillstand hatte zwei Jahre gedauert.

Eduard hatte mit Karl von Navarra ein Bündniß geschlossen, und die Feindseligkeiten gegen Frankreich hatten wieder begonnen.

Wilhelm von Douglas hatte Berwick wieder genommen, das der König von England kurze Zeit nachher wiedernehmen ſollte.

Der herbeigeeilte Prinz von Wallis hatte das Land von Toulouſe und von Narbonne geſengt und geplündert. Der auf einem Punkte unterdrückte Einfall hatte ſich auf einem andern beſtändig wieder entzündet.

Endlich hatte die Schlacht bei Poitiers ſtattgefunden, eine ſchreckliche, und ſogar noch weit ſchrecklichere Wiederholung der Schlacht von Crecy.

Gott ſchien gegen Frankreich zu kämpfen.

Der Prinz von Wallis kam mit zwei Tauſend Lanzen, vier Tauſend Bogenſchützen und zwei Tauſend Brigands in ein Land, das er nicht kannte, indem es ihm an Lebensmitteln fehlte und er nicht einmal wußte, ob der Feind vor oder hinter ihm wäre.

Johann hatte dagegen fünfzig Tauſend Mann in ſeinem Gefolge und überzog das ganze Land mit ſeinem Streifcorps. Er hatte ſeine vier Söhne, ſechs und zwanzig Herzöge oder Grafen, Hundert und vierzig Baronets mit ihren Bannern bei ſich.

Die Lage jedes der Gegner war verzweifelt. Die Engländer hatten keine Lebensmittel mehr, die Franzoſen marſchirten wie bei Crecy ohne Ordnung.

Der Prinz von Wallis bot nun an, Alles das herauszugeben, was er genommen hatte, Städte und Gefangene, und ſieben Jahre lang nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Johann ſchlug es aus. Er verlangte, daß der Prinz von Wallis ſich mit Hundert Rittern ergäbe.

Der Kampf begann.

Die Engländer waren an der Anhöhe von Mauper-tuis bei Poitiers verſchanzt.

Man brauchte ſie nur dort zu laſſen und ſie zu umzingeln, und nach Verlauf von zwei Tagen hätten ſie ſich halb todt vor Hunger ergeben.

Wie ſein Vater bei Crecy, war Johann ungeduldig zu kämpfen, und er griff an.

Die Anhöhe, auf welcher ſich die Engländer befanden, war ein ſteiler, mit Reben bepflanzter, mit Hecken verſchloſſener, mit Gebüſch bewachſener Hügel.

Die Bogenſchützen beherrſchten den Abhang.

Ein ſchmaler Fußpfad war der einzige Weg, der zu ihm führte.

Johann ließ ihn durch ſeine Reiter erklimmen, welche, von den Engliſchen Pfeilen empfangen, auf einander fielen.

Der Feind benutzte die Verwirrung und ging von ſeiner Stellung herab.

Drei Söhne des Königs zogen ſich mit einer Bedeckung von acht Hundert Lanzen und auf den Befehl ihres Vaters zurück.

Johann wollte nicht zurückweichen und that Wunder.

Eine Streitaxt in der rechten Hand und ſeinen jüngſten Sohn an ſeiner Seite, hieb er ohne Raſt ein, wie ein Holzhauer in einem Walde.

Dieſer Punkt war es daher auch, nach welchem die

Englischen Ritter sich richteten. Von diesem Augenblicke an hofften sie den König von Frankreich zum Gefangenen zu machen.

Die Angriffe verdoppelten sich. Gottfried von Chargny wurde mit dem Banner von Frankreich in der Hand getödtet, Gottfried von Hennegau war niedergemetzelt.

Die Vertheidiger Johanns wurden immer weniger. Er vermogte nicht allein gegen alle die zu kämpfen, welche ihn umringten, und seine Kräfte erschöpften sich.

In diesem Augenblicke spaltete ein Mann die Menge der Streiter, gelangte bis zu Johann und sagte auf Französisch zu ihm:

— Sire, ergebt Euch.

— Wer seid Ihr, sagte nun der König zu ihm, daß Ihr mir in der Sprache, welche ich spreche, sagt, mich zu ergeben?

— Sire, ich bin Denys von Morbecque, Ritter von Artois, und ich diene dem Könige von England, da ich in dem Königreiche Frankreich nicht mehr bleiben konnte, wo ich Alles verloren habe, was ich besaß.

— Ich werde mich nur meinem Vetter, dem Prinzen von Wallis ergeben, antwortete der König, und ich sehe ihn nicht.

— Ergebt Euch mir, Sire, und ich führe Euch zu ihm.

— Hier ist mein rechter Handschuh, sagte Johann, und er folgte dem Ritter.

Der Prinz von Wallis nahm seinen königlichen Gefangenen mit sich, den er als König behandelte.

Er ließ ihn seinen Einzug in London auf einem weißen Pferde halten, was ein Zeichen der Oberlehnsherrschaft ist, und er folgte ihm auf einem kleinen schwarzen Zelter.

Eine Demuth, für welche er seine gute Genugthuung nahm, indem er den König des feindlichen Landes als Gefangenen behielt. Freilich war das Gefängniß des Königs Johann ein Palast, und seine Gefangenschaft eine Reihe von Festen und Vergnügungen.

Während dieser Zeit meldeten die Flüchtlinge von Poitiers in Paris, daß es weder König, noch Barone mehr in Frankreich gäbe, daß sie Alle gefangen genommen oder getödtet wären, und das erschreckte Land fragte sich, was die Engländer aus ihm machen würden.

Die Gefangenen von Poitiers kehrten zurück, um ihr Lösegeld zu holen, erschöpften die Bauern und richteten das Land zu Grunde.

Frankreich war verpestet durch Plünderer, die sich Navarrer nannten, und man weiß nicht, woher sie kamen.

Der Dauphin hatte keine Gewalt, und wenn er sie gehabt hätte, so hätte er nicht gewußt, was er damit anfangen sollte; er war schwach, jung, krank und ängstlich.

Der Moment kam herbei, in welchem Frankreich in dem Zustande sein sollte, in welchem Eduard es seit so langer Zeit haben wollte.

Johann befand sich ohngefähr seit zwei Jahren in

England, als ein Mann in Weſtminſter erſchien und Eduard einen Brief übergab.

Kaum hatte Eduard dieſen Brief geleſen, als er erbleichte und befahl, daß man ihm ein Pferd ſattle.

Schon ein Mal hatte er den Weg eingeſchlagen, den er einſchlagen will. Dieſes erſte Mal war er von Johann von Hennegau und von Robert von Artois begleitet; aber jetzt waren dieſe beiden Begleiter nicht mehr da, beide waren geſtorben, und der König, nachdem er befohlen hatte, daß man ſein Pferd ſattle, ließ Walter von Mauny rufen, mit dem er aufbrach.

In dem erſten Bande dieſes Buches haben wir Eduard die Themſe entlang reiten, bei Windſor über dieſelbe fahren und nach dem Schloſſe Reding gehen ſehen, wo er ſeine Mutter dem Schutze, oder vielmehr der Aufſicht Mautravers anvertraut hatte.

Dieſes Mal ſchlug er wieder denſelben Weg ein, und legte ihn, wie immer, mit geſenkter Stirn und ſchweigendem Munde zurück. Nur ſetzte er dieſes Mal ſein Pferd in einen weit raſcheren Schritt, und nach Verlauf einer Stunde hielt er vor dem Thore des Schloſſes, wo er Walter von Mauny bat, ihn zu erwarten.

Man ließ die Brücke herab und der König trat ein.

Er ging über einen Hof, ſchritt eine breite Treppe hinauf und trat in ein Zimmer, in welchem ihn Mautravers erwartete.

— Wie befindet ſich meine Mutter? fragte Eduard.

— Sehr ſchlecht, Sire, antwortete der ehemalige Mörder, der Kerkermeiſter geworden war.

— Iſt ſie es, die mich zu ſehen verlangt?

— Nein, gnädiger Herr, ich bin es, der geglaubt hat, Euch von dem benachrichtigen zu müſſen, was ſich zutrüge.

— Und wo iſt ſie?

— In dieſem Zimmer.

Und indem er das ſagte, hob Mautravers eine Tapete auf, und der König trat, das Haupt entblößend, in das Zimmer der Sterbenden.

Er blieb ungefähr zwei Stunden lang darin; was ſich zwiſchen der Mutter und dem Sohne zutrug, weiß Niemand.

Von Zeit zu Zeit hörte Mautravers ein Schluchzen. War es der Sohn, welcher das beweinte, was er ſeiner Mutter gethan hatte, war es die Mutter, welche den Tod ihres Gatten, das Verbrechen ihrer Jugend und den Ehebruch ihres Lebens beweinte?

Wir wiſſen es nicht.

Alles was wir ſagen können, iſt, daß zwei Stunden nachdem er in das Zimmer der Königin Wittwe getreten war, Eduard daſſelbe noch weit finſterer und noch weit bleicher verließ.

— Ihr ſeid frei, ſagte er zu Mautravers, meine Mutter iſt geſtorben.

XXIV.

Wenn man mit uns London verlaſſen und der Themſe folgen will, ſo wird man ungefähr neun Meilen weit von der Hauptſtadt Englands ein Dorf finden, das man heut zu Tage Richemond nennt, und das ehemals Sheen hieß, und ein kleines königliches Schloß war, das Eduard häufig wegen ſeiner reizenden Lage bewohnte.

Es iſt der 21. Juni 1376, und das von dem Feuer eines ſchönen Frühlingstages erleuchtete Schloß lächelt in der Sonne.

Alles ſingt außerhalb.

Laßt uns eintreten; Alles iſt traurig im Innern.

Eine Menge ſchweigender Ritter und Herren überfüllen die Zimmer, welche an die des Königs grenzen.

Es iſt der Herzog von Bretagne, der Graf von Derby, der Graf von Cambridge, der Graf von der Marche, Frau von Couch, die Tochter des Königs.

Alle dieſe Leute hoffen oder fürchten.

Seit dem Morgen iſt Eduard ſo krank, daß wenn Gott kein Wunder thut, er vor dem Ende des Tages ſterben muß.

Treten wir jetzt in das Zimmer des Königs.

Er liegt zu Bett; ſein Sohn, der Prinz von Wallis, befindet ſich nicht bei ihm, denn er iſt das Jahr zuvor geſtorben, und Eduard hat nur den jungen Richard, den Sohn des Prinzen, bei ſich.

— Kommt zu mir, mein Sohn, ſagte Eduard zu ihm, Ihr werdet König werden. Die, denen ich Euch zurücklaſſe, werden Euch ſagen, was ich Gutes und Uebles gethan habe, und es wird an Euch ſein, zu beurtheilen, in was Ihr das Beiſpiel Eures Großvaters nachahmen oder aufgeben müßt.

Indem hierauf Eduard die Grafen, Barone, Ritter und Prälaten eintreten ließ, welche ſich in dem Schloſſe befanden, erhob er ſich, ſo ſchwach er auch war, in ſeinem Bette, bekleidete ſeinen Erben mit den königlichen Inſignien, und ließ alle Anweſenden ſchwören, daß ſie ihn nach ſeinem Tode als König anerkennen würden.

Als dieſer Eid geleiſtet und empfangen war, verabſchiedete Eduard Alle die, welche eingetreten waren, und blieb mit Walter von Mauny allein.

— Du biſt von allen denen, die ich liebte, ſagte er zu dem Ritter, der einzige, der am Leben geblieben iſt, und der mir beiſteht, dieſes Leben zu verlaſſen, ohne mich zu ſehr bei dem Gedanken an den Tod zu beklagen. So lange als Gott Dich am Leben laſſen wird, Walter,

wache über Richard und mein ſchönes England, das ich noch glücklicher hätte machen mögen, denn ich habe es immer wie eine Braut geliebt. Glaubſt Du, daß ich für daſſelbe Alles das gethan habe, was ich thun mußte?

— Ich glaube es, Sire.

— Glaubſt Du, daß die Zukunft mein Andenken bewahren und meinen Namen achten wird?

— Gnädiger Herr, ich glaube nicht allein, daß ſie Euer Gedächtniß bewahren wird, ſondern ich bin auch überzeugt, daß ſie es ſegnen wird.

— Habe Dank, Walter, ſagte der König, indem er die Hand des alten Ritters drückte, habe Dank. Laß uns jetzt ein Wenig von unſerem Leben des Krieges und der Abenteuer ſprechen. Es wird mir ſcheinen, als ob ich ſterbe, wie ich ſo gern hätte ſterben mögen, nämlich im Kampfe, denn es gibt eine Erinnerung, die auf meinem Leben laſtet und die der langſame Tod in meinen Augen wachſen läßt und in Gewiſſensbiſſe verwandelt.

— Wohlan! Sire, ein heiliger Mann hat ſich ſo eben gemeldet, indem er ſagte, daß er Euch vor Eurem Tode ſprechen und ermahnen wollte; wollt Ihr, daß ich ihn hole?

— Hat er ſeinen Namen genannt?

— Nein, gnädiger Herr; er hat nur geſagt, daß er der Einſiedler des Schloſſes Warck wäre.

— Des Schloſſes Warck? ſagte der König erbebend, laßt dieſen Mann eintreten, und laßt mich mit ihm allein.

Walter gehorchte dem Könige.

Einige Augenblicke nachher trat ein Greis mit weißen

Haaren und mit weißem Barte in das Zimmer Eduards und ſetzte ſich an ſein Bett.

Der König heftete einen beſorgten Blick auf ihn, indem er in den Zügen dieſes Mannes ein bekanntes Geſicht zu erkennen ſuchte, das er ſeit Alix Tode gar oft in ſeinen Träumen wiedergeſehen hatte.

—Ihr erkennt mich nicht, Sire? ſagte dieſer Mann.

—O! jetzt wo Ihr geſprochen habt, erkenne ich Euch, murmelte der König.

Und das Auge auf dieſen Greis wie auf ſeinen Richter geheftet, wartete der König.

—Ihr gedachtet nicht, mich wiederzuſehen, Sire.

—Nein, ſtammelte Eduard.

—Hört, gnädiger Herr, ſagte der Graf von Salisbury, ich komme nicht, um Euch im Tode zu martern. Gott ruft Euch vor mir zu ſich, das geſchieht ohne Zweifel, damit ich Euch von dem Gewiſſensvorwurfe freiſprechen kann, der Euch am Herzen nagen muß, denn ein König, wie Ihr, gnädiger Herr, vernichtet die Liebe und die Ehre eines Dieners, wie ich, nicht, ohne es am Tage ſeines Erſcheinens vor Gott bitterlich zu bereuen.

—Das iſt wahr, Meſſire, das iſt wahr.

—Dreißig Jahre ſind nach Eurem Verbrechen und meiner Rache vorübergegangen. Die Welt iſt voll von Eurem Namen geweſen, und Euer Ruhm hat dieſen ewigen Zeugen nicht getödtet, den man das Gewiſſen nennt. Ich lebe ſeit dreißig Jahren in der Zurückgezogenheit, und die Einſamkeit hat in meinem Innern dieſen böſen Rathgeber getödtet, den man den Haß nennt; ſo daß ich

heute, Sire, wenn ich nicht gänzlich vergeſſen, doch zum Mindeſten verziehen habe, und als Freund Euer Todtenbett beſuche.

— Habt Dank, Graf, habt Dank, antwortete der König.

Und er reichte Salisbury die Hand.

— Ihr ſeht, Sire, daß ich weniger unerbittlich bin, als Ihr, begann dieſer wieder, denn Ihr habt nicht mit denſelben Gefühlen dem Todeskampfe Eurer Mutter beigewohnt.

— Wie, wißt Ihr . . .?

— Ich war zur Seite des Zimmers, in welchem ſie geſtorben iſt, und ich habe Alles gehört, was Ihr ihr geſagt habt.

— Und wie waret Ihr da?

— Wie ich hier bin, als ein heiliger Mann, deſſen Worte des Troſtes eine Seele erleichtern können, die bereit iſt, zu dem Herrn zurückzukehren. Nun denn, Sire, werft einen Blick auf die Vergangenheit, fuhr Salisbury fort, indem er ſich auf das Bett des Königs ſtützte, und jetzt, wo die Leidenſchaften und der Ehrgeiz der Erde Euch ſehr eitle und ſehr verächtliche Dinge ſcheinen müſſen, jetzt, wo Eure Haare gebleicht ſind und wo von dem, was Ihr ehedem waret, nur noch Euer Name übrig bleibt, ſagt mir, ob es nicht beſſer geweſen wäre, daß ich Euch Nichts zu verzeihen hätte, und ob Ihr es nicht vorziehen würdet, mich nicht als einen nachſichtigen Richter, ſondern als einen dankbaren Freund zu Euch kommen zu ſehen? Ihr habt gar viele Glückliche gemacht,

Sire, Ihr habt gar viel Gutes gethan, gar viele Ehren ausgetheilt, Ihr habt Tausenden von Personen, die in Euren Händen waren, Gnade angedeihen lassen; wie kömmt es, gnädiger Herr, daß Ihr der Gattin dessen nicht Gnade habt angedeihen lassen, der Euch der treuste war und der lächelnd sein Leben für Euch hingegeben hätte, obgleich sein Tod ihn von dem hätte trennen müssen, was er am Meisten auf der Welt liebte?

Und unwillkürlich fühlte der Graf Thränen seine Augen netzen, denn es gibt Schmerzen, welche dreißig Jahre der Einsamkeit nicht vernarben.

—Verzeihung, Graf, Verzeihung, sagte der königliche Sterbende; ich bin sehr strafbar gewesen, und ich habe eben so sehr, als Ihr, gelitten.

—Seltsames Geschick, begann Salisbury wieder, das Euch, den König, den Eroberer, zwingt, mich, den geringen Ritter, um Verzeihung zu bitten. Welches ist denn die Macht Gottes, die das Herz der mächtigsten Könige der Erde so demüthig und so schwach macht?

Was in Eduards Inneren vorging, ist unmöglich zu sagen. Wie als ob seine Seele nur diese Vergebung abgewartet hätte, um ihren Körper zu verlassen, wurde er immer schwächer und konnte nur noch von Zeit zu Zeit murmeln:

—Habt Dank, Graf, habt Dank.

Als er nun sah, daß der Tod herannahe, stand der Graf auf und sagte mit feierlicher Stimme zu dem Sterbenden:

—Sire, Ihr habt so viel Gutes und so viel Böses

gethan, als ein Mann zu thun vermogte, der der größte König seines Jahrhunderts war. Ihr habt Tausende von Geschöpfen sterben lassen, die ihr Recht und ihr Eigenthum vertheidigten; aber der, dem Ihr das meiste Leid zugefügt habt, Sire, bin ich, denn ich habe das Leid überlebt, das Ihr mir zugefügt habt; nun denn! im Namen aller derer, die Ihr habt leiden lassen, und die, todt oder von Euch getrennt, Euch in dieser letzten Stunde nicht verzeihen können, ich verzeihe Euch, gnädiger Herr, und ich bitte zu Gott für Euch.

Ein letztes Lächeln trat auf die Lippen Eduards, und er verschied.

Nun machte Salisbury die Thüre auf und sagte zu allen denen, welche wärteten:

— Meine Herren, der König Eduard III. ist gestorben.

Und indem er durch die Menge der Hofleute und Ritter schritt, verließ er, eher gleich einem Gespenste, als einem Menschen, das Schloß, ohne daß ihn Jemand erkannt hätte.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. Schumann in Schneeberg.